

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Digitalisierung

Warum soziale Kompetenzen
mehr denn je gefragt sind

Hand-und-Herz-Gespräch

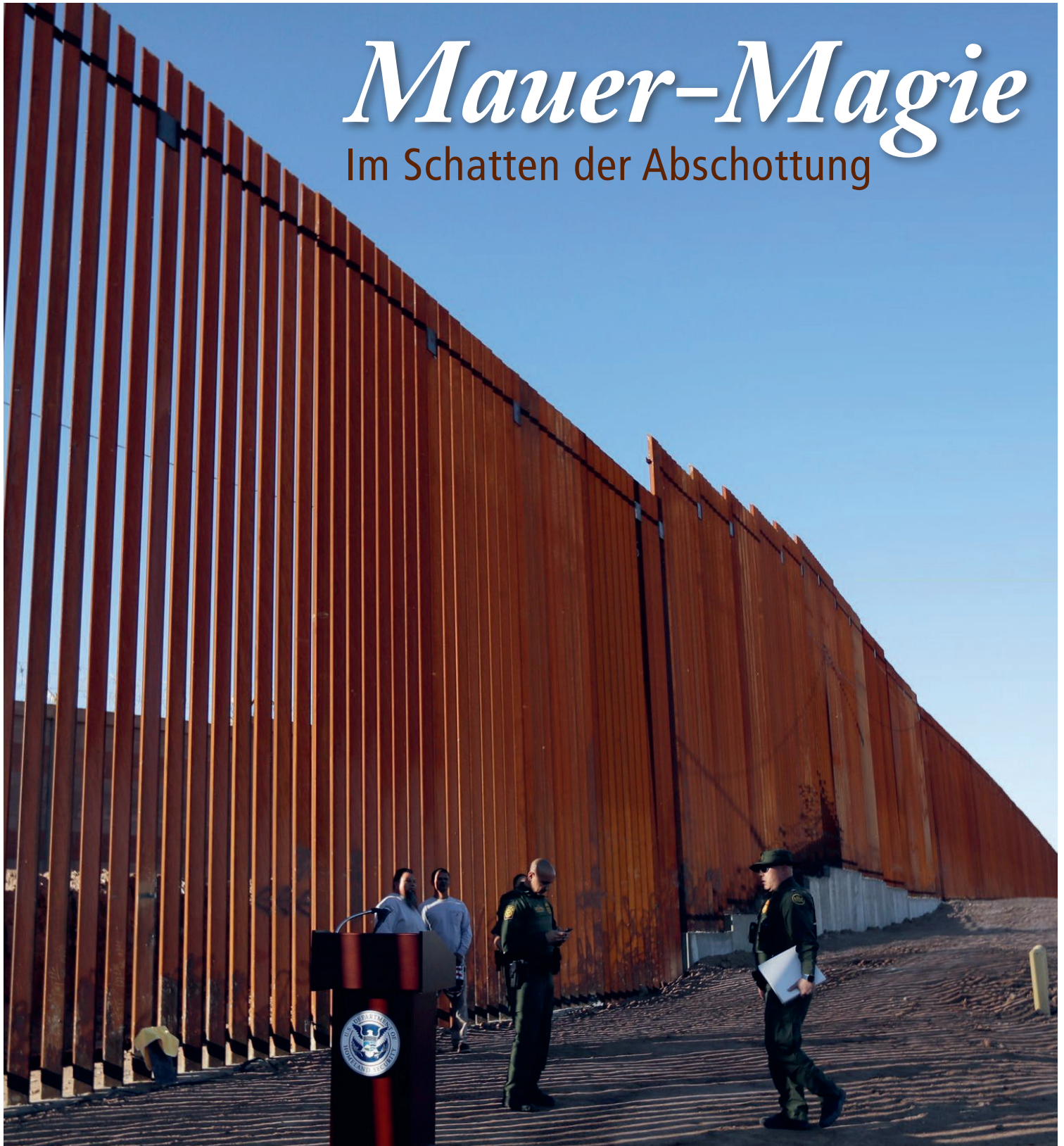
Wie Hubert Zurkinden vom auf-
bruch-Redaktor zum Wirt wurde

Teaser Oberzeile

Teaser Unterzeile

Mauer-Magie

Im Schatten der Abschottung



Liebe Leserin, lieber Leser,



Wussten Sie, dass 60 neue Grenzzäune, -mauern und -absperungen seit 1990 errichtet worden sind oder geplant oder gebaut werden? Wohl kaum. »Im Kalten Krieg waren es gerade einmal 19, von denen noch zehn erhalten sind«, schreibt Marc Engelhardt, Herausgeber des Titels »Ausgeschlossen. Eine Weltreise entlang Mauern, Zäunen und Abgründen«. Dieser unerfreuliche Befund lässt *aufbruch*-Autor Christian Urech, nicht nur nach der quantitativen

Zunahme der Mauer- und Grenzwälle fragen, sondern auch nach der qualitativen Zurichtung der Mauern in den Köpfen. Und Urech bleibt in seinem lesenswerten Essay nicht bei der Dechiffrierung der symbolhaften Deutungen stehen. Er plädiert dafür »Brücken zu bauen statt Mauern, Brücken, die die Gegensätze entschärfen, die Ängste verringern, das gegenseitige Verständnis fördern«. Wie kann das gelingen? Mehr dazu ab Seite 6.

Grenzen zu überwinden, ist eine Herausforderung, der sich jede und jeder im Leben stellen muss. Das war für Hubert Zurkinden, *aufbruch*-Redaktor der ersten Stunde (1990-1997), nicht anders. Nach seinem Engagement für eine offene, solidarische Kirche zog es den Theologen in die Politik zur Grünen Partei. Als ihr Generalsekretär machte er sich auf der politischen Bühne stark für eine auch mit der Umwelt solidarischere Gesellschaft. Zehn Jahre später wurde er zusammen mit seiner Frau, der Theologin Regula Strobel Wirt in St. Antönien. Als roten Faden seines nicht alltäglichen Werdegangs sieht der frisch Pensionierte die Orientierung am Leben. Wie das mit seinem theologischen Selbstverständnis korrespondiert, davon erzählt Hubert Zurkinden im Herz-und-Hand-Gespräch ab Seite 14.

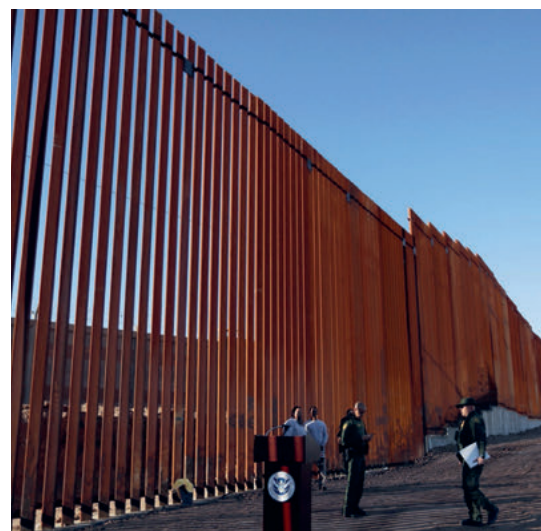
Ist von der Digitalisierung und technologischen Innovationen die Rede, sind Roboter nicht weit. Schon heute ersetzen sie immer mehr Arbeitsplätze. Wird der Mensch also überflüssig? Mitnichten. Der Beitrag von Darius N. Meier beleuchtet die sozialen Fähigkeiten, die im Roboterzeitalter gerade in der Arbeitswelt zunehmend gefragt sind (Seite 10).

Ans Herz legen möchte ich Ihnen auch das Pro und Contra, das sich mit einer wichtigen Streitfrage der heutigen Zeit befasst: Gelten die Menschenrechte universal für alle Menschen gleichermassen? Sozialethiker Peter G. Kirchschläger – Gast beim dreissig jährigen *aufbruch*-Jubiläum am 25. Juni 2019 in Luzern – und Orientalistin Rifa`at Lenzin legen bedenkenwerte Argumente vor (Seite 16).

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Wolf Südbeck-Baur

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor



Mauer-Magie. Die Hoffnung auf eine Welt ohne Mauern nährte der Mauerfall in Berlin. Doch heute hat Mauerbau Konjunktur. Auch in den Köpfen. Der Essay macht Mut, Brücken über die Mauern zu bauen. **Seite 6**

Schweiz

aufbruch Kulturreise	4
Wie Europa wurde, wie es ist. Burgund und seine grosse Kultur	
Aufgefallen	5
Stiftung Weltethos Schweiz setzt auf Bildung	
Mauer-Magie	6
Wie die Abschottung voranschreitet	
Digitalisierung	10
Soziale Fähigkeiten gewinnen im Roboterzeitalter an Bedeutung	
Kommentar	12
Ina Praetorius: Warum Wirtschaft Care ist	
In Bewegung	13
Wir haben es satt! Eine Dokumentation	
Hand-und-Herz-Gespräch	14
aufbruch-Redaktor, Generalsekretär der Grünen, Wirt: Hubert Zurkindens innerer Kompass ist die Orientierung am Leben	
Pro und Contra	16
Gelten die Menschenrechte universal für alle Menschen gleichermassen?	
Porträt	57
Der Glaubensmann: Christian Rutishauser SJ	
Betreuung im Alter	58
Caritas Care und die sozialen Handwerker	

Wie Europa wurde, wie es ist – Burgund und seine gorsse Kultur

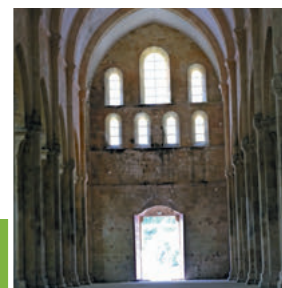
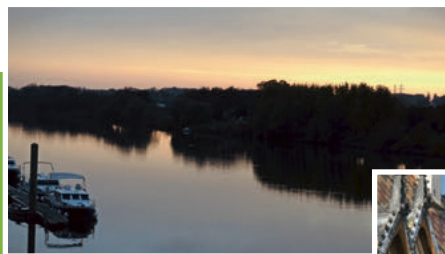
aufbruch-Kulturreise für Leser*innen
ins Burgund,
3. bis 9. November 2019

Mit Pfarrer Dr. Michael Bangert



In kaum einer europäischen Region lassen sich die Aufbrüche, Entwicklungen und Tendenzen der westeuropäischen Geschichte besser beobachten als im alten Herzogtum Burgund. Es ist in vielerlei Hinsicht das Herz Europas. Direkt verbunden mit dem grossen Kulturraum des Mittelmeers und in engem Kontakt mit den Machtzentren im Reich der Franken. Neben der Romanik, die sich hier auf das Schönste und Innerlichste entfaltet, stehen die schlichte Kunst der Zisterzienser und die spätgotische Kultur der Burgunderherzöge für wesentliche Hochzeiten der europäischen Entwicklung. Ebenso finden wir hier wichtige Wurzeln der Armensorge und der Kind-Jesu-Frömmigkeit.

Durch die Mönche von Cluny hat sich die abendländische Liturgie neu formiert. Neue Feste wie Allerheiligen und Allerseelen haben hier ihren Ursprung. In einer unvorstellbaren Komplexität sollte in Cluny die Ordnung des Himmels irdische Realität werden. Die französische Revolution machte vieles obsolet. Im 20. Jahrhundert nahm mitten in Burgund die grosse ökumenische Jugendbewegung von Taizé, initiiert durch den Genfer reformierten Pfarrer Roger Schutz, ihren Anfang.



FOTOS: WOLFF SÜDBECK-BAUR

Leistungen: Fahrt mit einem modernen, bequemen Reisecar, sechs Übernachtungen mit Frühstück, fünf Abendessen (ohne Getränke), ein Mittagessen mit Getränken, Eintritte in Museen etc. Führungen und Hintergrundinformationen. Vertiefende Texte zu einzelnen inhaltlichen Themen, Begegnungen und Gespräche vor Ort.

Kosten: Bei mindestens 25 Teilnehmenden: pro Person 1990 CHF im Doppelzimmer. Einzelzimmerzuschlag: 270 CHF. *aufbruch*-Abonnenten erhalten einen Preisnachlass von 100 CHF.

Leitung: Dr. theol. habil. Michael Bangert, Christentumshistoriker, Pfarrer.

Anmeldung: Bis 1. August 2019 an Robert Saner Carreisen AG, Postfach, 4002 Basel, Tel. 061 312 55 55; E-Mail: info@sanerreisen.ch. Das detaillierte Reiseprogramm erhalten Sie mit der Rechnung und den übrigen Reiseunterlagen.

Wie Weltethos Schule macht

Mit altersgechten Materialien fördert Hans Küngs Stiftung Dialogkompetenzen



Weltethos-Unterrichtsmaterial für die Volksschule

Die *Stiftung Weltethos* wurde vom Tübinger Theologen Hans Küng 1990 gegründet. Sie will »Frieden unter den Religionen, Kulturen und Nationen auf der Basis gemeinsamer elementarer ethischer Werte, Massstäbe und Haltungen« fördern. Zentral dabei ist der Gedanke, dass es in einer globalisierten, sich rasant verändernden Welt einen minimalen Konsens bezüglich ethischer Werte und Normen braucht. Diese müssen jedoch nicht neu formuliert werden. Vielmehr geht das Weltethos-Konzept davon aus, dass das kulturelle und religiöse Wissen verschiedener Traditionen fruchtbar gemacht werden kann. Indem diese Traditionen miteinander in Dialog treten, ist es möglich, einen solchen gemeinsamen Wertekanon zu formulieren, der den Anspruch erheben kann, ein »Weltethos« zu sein.

Das Projekt Weltethos ist nicht im explizit religiösen Kontext angesiedelt, sondern

versteht sich als Plattform, auf der ethische Fragen verhandelt werden. Ausdrücklich geht es nicht darum, eine Einheit verschiedener Religionen und Weltanschauungen herbeizuführen, sondern diese sollen in ihrer Vielstimmigkeit zu Wort und miteinander respektvoll ins Gespräch kommen. Um einen solchen Dialog zu ermöglichen, ist zunächst Sensibilisierungsarbeit nötig.

Der Schweizer Zweig der Stiftung legt denn auch derzeit den Fokus auf Bildung. Seit rund zwei Jahrzehnten fördert die Stiftung Bildungsprojekte wie etwa Ausstellungen. So will das Team um Stiftungsratspräsident Peter Baccini Institutionen und Interessierte unterstützen, die sich mit Fragen des interkulturellen und interreligiösen Dialogs auseinandersetzen.

Zudem stellt die Stiftung Unterrichtshilfen bereit für Lehrende auf der Volksschulstufe, die sie bei der Vermittlung von ethischen Leitprinzipien unterstützen. Gemäss Lehrplan 21 für deutschsprachige Volksschulen soll nämlich den Schüler*innen nicht nur Wissen über die Welt und die Gemeinschaft, in der sie leben, vermittelt werden. Sie sollen vielmehr auch Kompetenzen erwerben, die sie in der Welt handlungsfähig machen, Kompetenzen, mit denen sie die Umwelt und ihre Gemeinschaften gestalten und verändern können. Hier setzt die Stiftung Weltethos an mit dem Ziel, Dialogkompetenzen im Alltag und in der Schule zu fördern, indem sie entsprechende Unterrichtshilfen als

Werkzeuge anbietet. Bereits Kinder und Jugendliche sollen für die Lösung gesellschaftsethischer Problemstellungen wie Rassismus, Radikalisierung oder die Missachtung der Menschenrechte sensibilisiert werden. Zukunftsfähigkeit und Lebensqualität in unserer Gesellschaft sollen so gefördert werden. Zentrale Werte dabei sind die Verpflichtung zu Gewaltlosigkeit, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit.

Die in Kooperation mit der PH St. Gallen entwickelten Unterrichtseinheiten für den von der Stiftung unterstützten methodisch-didaktische Ansatz zum Aufbau stufengerechter Kompetenzen im Bereich Ethik-Religionen-Gemeinschaft befinden sich zurzeit in einer Testphase und stehen auf der Homepage der Stiftung zum kostenlosen Download bereit (weltethos.ch/projekte). Sie enthalten vielversprechende Ansätze für eine kulturübergreifende Werteerziehung und die Vermittlung von ethischer und interkultureller Kompetenz.

Dass eine solche Erziehung schon auf Kindergartenstufe beginnen muss, liegt auf der Hand. Wenn junge Menschen vom Beginn ihrer Sozialisation an die Prinzipien der Menschlichkeit und des gegenseitigen Respekts verinnerlichen, werden sie diese selbst weitergeben und bei der Gestaltung ihres Lebens anwenden können. So sollen angesichts der drängenden Probleme unserer Zeit – drohende Klimakatastrophe, Pluralisierung unserer Gesellschaft, verbreitete Ungleichheit – den Kindern und Jugendlichen nicht Lösungen vorge-setzt, sondern Kompetenzen für einen konstruktiven Umgang mit diesen Herausforderungen vermittelt werden.

Mirjam Läubli

Mehr zum Thema: www.weltethos.ch

Was machen die Religionen bloss mit den Menschenrechten?

30 Jahre aufbruch Jubiläum
am Dienstag,
25. Juni 2019 in Luzern

ab 18.15 Uhr: Einlass und Begrüssungsgetränk

18.45 Uhr: Begrüssung

19.00 Uhr: Impulsreferat von **PD Dr. Elham Manea**
Politologin und Islamexpertin Uni Zürich

Was machen die Religionen bloss mit den Menschenrechten?

Dienstag, 25. Juni 2019

19.00 Uhr bis 22.00 Uhr

Pfarreizentrum – St. Karli

Spitalstrasse 93, 6004 Luzern

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Was machen die Religionen bloss mit den Menschenrechten?

Menschenrechte – Macht – Religion

Anschliessend **Podiumsdiskussion** mit
Elham Manea und **Prof. Peter G. Kirchschläger**,
Sozialethiker Uni Luzern mit anschliessender
offener Diskussion.

Eintrittskarte 25 Franken

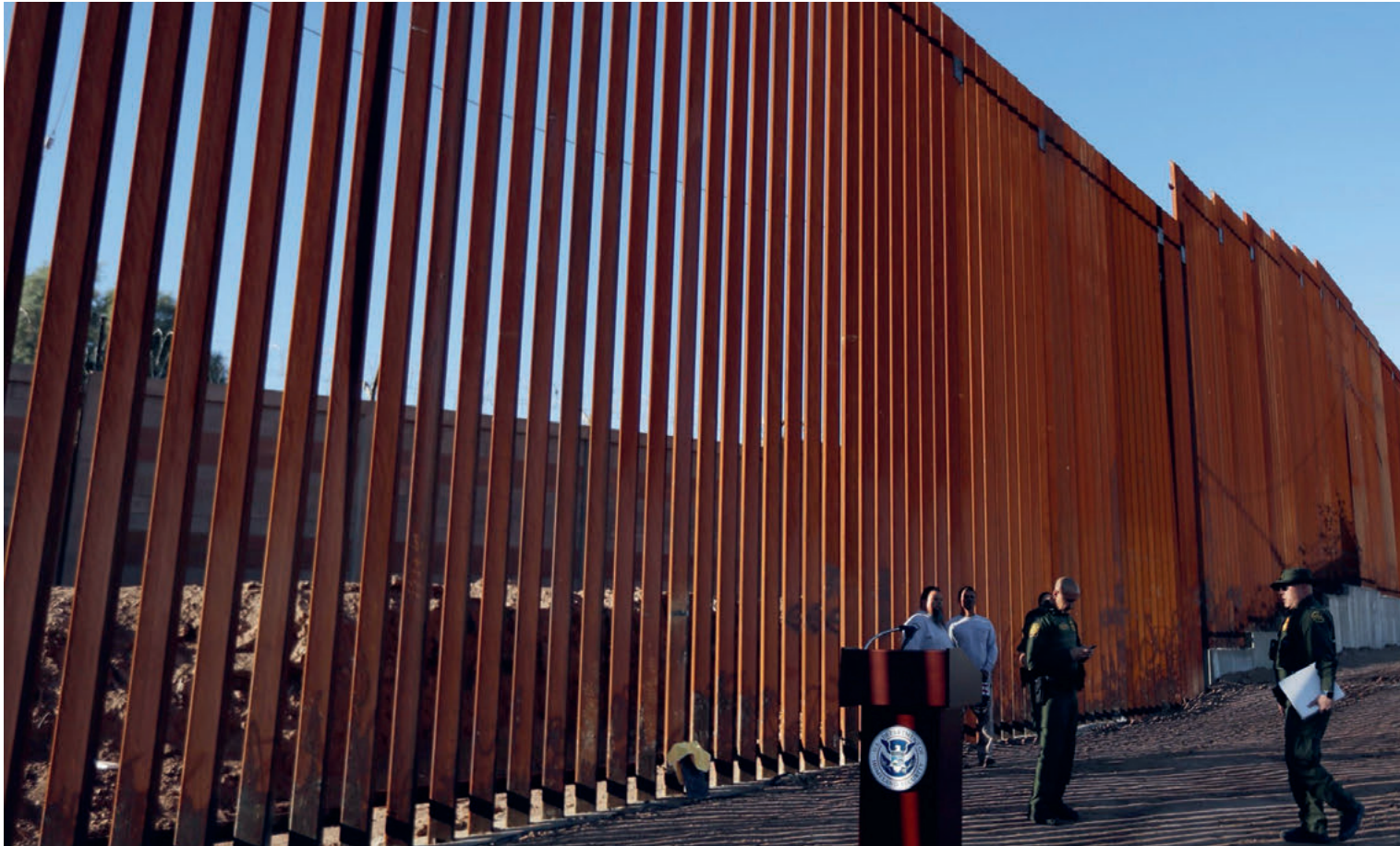
(inkl. Begrüssungsgetränk, pro Bestellung 2 Franken Versandkosten)

Ich/Wir kommen und bestellen Karten:

— Eintrittskarte(n)/079 628 25 78

Die Abschottung schreitet voran

Mit dem Mauerfall 1989 in Berlin gedieh die Hoffnung auf eine Welt ohne Mauern. Doch dieser Optimismus ist gänzlich verfliegen: Heute gibt es mehr Mauern denn je



Tortilla Wall

Genau 3141

Kilometer lang ist die amerikanische Südgrenze. Über 1126 Kilometer erstreckt sich die Grenzanlage

Von Christian Urech

Mitte 2017 zählte die UNO weltweit etwa 258 Millionen Migrant*innen. Mitte 2018 gab die UNO-Flüchtlingshilfe bekannt, dass sich weltweit 68,8 Millionen Menschen auf der Flucht befänden. Angesicht solcher Zahlen dürften die Mauern als Mittel der Abschottung nicht so schnell aus der Mode kommen.

Mauern bieten Erzählmuster an, die die Komplexität reduzieren, die Angst bannen und die Mythenbildung fördern. Der Begriff »Homo Munitus« wurde vom amerikanischen Historiker Greg Eghigian geprägt. Er charakterisiert den »Mauermenschen« wie folgt: Dieser ist ein Anpasser, der prototypische »Untertan« im Sinn des gleichnamigen Romans von Heinrich Mann, einer, der nach oben buckelt und nach unten tritt, er ist anfällig für Ideologien und bunkert sich, metaphorisch gesprochen, gern ein. Dieser Mensch begrüsst die neuen Mauern als Wellenbrecher, mit denen die Stürme der Globalisierung, Migrationsströme, islamistische Terroristen und kriminelle Banden gestoppt werden sollen. In der Angstwelt des Mauermenschen wird alles in einen Topf geworfen; das »Draussen« wird eine einzige diffuse Bedrohung. »Mauer-

menschen« orientieren sich in ihrem Leben und politischen Denken an binären Codes wie draussen/drinnen, fremd/vertraut, arm/reich, aggressiv/friedlich und ignorieren Zwischentöne, Abstufungen, Graubereiche weitgehend. Es sind Menschen, die sich von der globalisierten, vernetzten, komplexen Welt, wie sie sich heute zeigt, heillos überfordert fühlen und die deshalb für eine manichäische Weltsicht, die die Welt in eine helle, saubere und gesunde und eine dunkle, schmutzige und kranke Hälfte teilt, enorm empfänglich sind. Mauern versprechen Ordnung, wo alles im Chaos zu versinken scheint, sie gaukeln nationale Souveränität vor, wo diese längst von multinationalen Konzernen ausser Kraft gesetzt wurde, sie geben grosssprecherisch vor, sie könnten die illegale Migration stoppen; aber, wie Janet Napolitano, die frühere Ministerin für Innere Sicherheit im Kabinett von Barack Obama, es unnachahmlich auf den Punkt brachte: »Du zeigst mir eine 50 Fuss hohe Mauer, und ich zeige dir eine 51 Fuss hohe Leiter.« Und mit der illegalen Migration verschwinden wie durch Zauberhand auch gleichzeitig Drogen und Terror, denn Mauern sind »wie Besen, die den Unrat vor unserer Haustür beseitigen«, wie Torsten Körner in einem Essay auf der Webseite von *Deutschlandfunk* schreibt.



FOTO: GREGORY BULL/AP

Selbsternannte Mauerfürsten und Burgwächter wie Orbán, Trump und Erdoğan kriminalisieren und individualisieren mit ihrer Mauerrhetorik Flüchtlinge und Migranten. Dass hinter jedem Flüchtling ein Einzelschicksal steht, ein Mensch mit Träumen, Hoffnungen, Ängsten und Niederlagen, wird durch diese Ausdrucksweise verneint. Rechtspopulistische Führer sind aber nur die Speerspitze einer solchen Mentalität. Auch die *Europäische Union* als solche arbeitet heute am globalen Regime der Mauern mit. Genau vier Monate dauerte die volle linksliberale Hegemonie in der Flüchtlingspolitik in Deutschland, vom 4. September 2015, als Angela Merkel die Grenzen offen liess («Wir schaffen das»), bis zum 3. Januar 2016, als die Ereignisse der Kölner Silvesternacht publik wurden. In der Flüchtlingspolitik kann sich die EU derzeit nur auf den verstärkten Schutz der Aussengrenzen verständigen, der Ausbau der »Festung Europa« ist dabei der beschämende kleinste gemeinsame Nenner.

Auch der Grenzmauerbau zwischen den USA und Mexiko wurde ja nicht von Donald Trump »erfunden«. Schon in den neunziger Jahren hatten die Behörden in der Nähe von San Diego einen 23-Kilometer-Well-

blechzaun errichtet, »Tortilla Wall« genannt. Der Mauerbau wurde also von Bill Clinton begonnen und von allen Präsidenten fortgeführt, auch von Barak Obama. Trump hingegen ist der erste, der ihn als Heilsversprechen nutzt, indem er den Scheinwerfer umdreht, auf die eigene Bevölkerung richtet und behauptet, nicht die Flüchtlinge bräuchten Schutz, sondern die abgehängten »kleinen Leute« in den eigenen Reihen – obwohl die Politik von Trump in Wahrheit die Kluft zwischen denen, die Geld und Macht haben, und denen, die weder das eine noch das andere besitzen, in den USA vergrößert. Genau davon soll der Mauerbau ja ablenken.

Für die Politikwissenschaftlerin Wendy Brown erfüllt die Mauer neben psychologischen auch religiöse Bedürfnisse. Die schwindende Bedeutung der Nationalstaaten im Zeitalter der Globalisierung werde durch ein theatralisches Mauerspektakel kompensiert. Mauern seien eigentlich, was ihre proklamierte Funktion betrifft, ineffektiv, teuer, schürten Hass und Vorurteile: Sie seien eine Art staatliche Muskelprotzerei. Mauern gewährten »magischen Schutz gegen unvorstellbar grosse, zerstörerische Kräfte«, sie seien quasi Tempel und magische Objekte, die als Abwehrzauber gegen das Fremde, Andere dienten. Und der polnisch-britische Soziologe Zygmunt Baumann beschreibt in seinem Buch »Retrotopia« Mauern als »Visionen, die sich anders als ihre Vorläufer nicht mehr aus einer noch ausstehenden Zukunft speisen, sondern aus der verlorenen/geraubten/verwaisten, jedenfalls untoten Vergangenheit.«

Suche nach Sicherheit

Menschen sind soziale Wesen, die sich zu Gruppen zusammenschliessen, aber auch das Bedürfnis nach Distanz haben. Ob sich einander fremde Gruppen freundlich oder feindlich begegnen, ist von verschiedenen Faktoren abhängig, hauptsächlich aber davon, ob sie sich als Konkurrenz erleben oder voneinander profitieren können. So ist das Verhältnis zu den Fremden, Andern schon immer von Ambivalenzen geprägt gewesen. Bereits in der Jungsteinzeit waren Behausungen von Siedler*innen mit Rutengeflecht umgeben. Auch heute noch sind Gartenzäune aus Wohngebieten nicht wegzudenken. Am Arbeitsplatz grenzen wir uns von Kolleg*innen mittels Topfpflanzen, Linealen oder Kugelschreibern ab und in den öffentlichen Verkehrsmitteln kommen zu diesem Zweck Zeitungen, Taschen oder Aktenmappen zum Einsatz.

Der Wiener Philosoph Konrad Liessmann sagt: »Man muss kein Psychoanalytiker sein, um zu ahnen, dass Mauern auch irgendwas mit dem Unbewussten zu tun haben. Hinter ihnen verbirgt sich nicht nur das Verdrängte, sie sind vielleicht selber so etwas wie das Verdrängte.« Die Technologie, die den Fortschritt möglich machte, verändere die Welt so schnell, dass Menschen überall Angst hätten. Ihr Leben werde, so empfänden sie es, auf den Kopf gestellt. Und wie in der Vergangenheit sei es das einfachste Rezept, andere Menschen dafür verantwortlich zu machen. Allerdings sei grenzenlose Offenheit ebenso eine Illusion wie totale Abschottung:

»Egal, in welcher Form ich mich einer Gemeinschaft zugehörig fühle oder fühlen möchte, muss ich mich in gewisser Weise von anderen Gemeinschaften differenzieren, muss ich mich unterscheiden. Und in dem Moment habe ich schon die erste Grenze gezogen.« Es sei jedoch wichtig, dass die Grenze durchlässig bleibe, nicht versteinere und zu einer Mauer werde. Sonst würden Gemeinschaften erstarren und es sei dann nicht mehr möglich, die Zugehörigkeit zu wechseln.

Europa exportiert Mauern

Ein grosser Teil der Entwicklungsgelder, die die EU und Deutschland nach Afrika vergeben, dient der Migrationskontrolle, dem Aufbau und der Befestigung von Grenzen, der Armierung von Grenzwächtern und der biometrischen Kontrolle der Migranten. Europa exportiert Mauern, schliesst afrikanische Routen, begrenzt und kanalisiert Menschen- und Warenströme, um die eigene Freizügigkeit zu erhalten. In der Schweiz wollen gewisse Kreise die Grenzen noch viel enger ziehen und sich auch gegen Europa abschotten. So forderte Nationalrat Andreas Glarner, Zuständiger in der *Schweizerischen Volkspartei* SVP für Asylfragen, auch schon Grenzzäune um die Schweiz und rechtfertigte unlängst

»Wann werden die neuen Mauern so beengend wie die eines Gefängnisses, statt so behaglich wie die eines Wohnhauses sein?

Wendy Brown

in einer Sendung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens die unmenschlichen Zustände in libyschen Flüchtlingslagern mit dem Argument, sie würden abschreckende Wirkung haben (und sollten folglich nicht verbessert werden, so der unausgesprochene zynische Schluss).

Es liegt auf der Hand, dass die Rhetorik der Mauerbauer und die Politik der Mauerexporteure die Identität der offenen Gesellschaft und unser Wertesystem bedrohen. Schliesslich produzieren die neuen Mauern nicht nur ein Aussen, sondern eben auch ein Innen, sie formen das Bild der Ausgesperrten ebenso wie das Selbstbild der Eingesperrten. Sind wir schon eingesperrt? Mit der Politikwissenschaftlerin Wendy Brown lässt sich fragen: »Wann werden die neuen Mauern so beengend wie die eines Gefängnisses, statt so behaglich wie die eines Wohnhauses sein? Ab wann wird die Festung zum Zuchthaus?«

Eine Ära von Mauern

Zusammengenommen sind Grenzbefestigungen heute weltweit 41 000 Kilometer lang

60 neue Grenzzäune, -mauern und -absperrungen sind seit 1990 errichtet worden und werden gerade geplant oder gebaut. »Im Kalten Krieg waren es gerade einmal 19, von denen noch zehn erhalten sind«, schreibt Marc Engelhardt, Herausgeber des spannenden und lesenswerten Titels »Ausgeschlossen. Eine Weltreise entlang Mauern, Zäunen und Abgründen« (DVA, 2018).

Indien und Pakistan – »Line of Control«

Die 550 Kilometer lange Grenzanlage besteht aus meterhohen Stacheldrahtzäunen.

Indien und Bangladesch – »Null-Linie«

Es ist die längste Grenzbefestigung der Welt: Mit 4000 Kilometern Stacheldraht grenzt sich Indien von Bangladesch ab.

Nordirland – »Peace Lines«

Durch das nordirische Belfast zieht sich eine bis zu sieben Meter hohe Mauer (»Peace Line«), die aus Ziegelsteinen, Stacheldrahtzaun, Beton und aufgesetzten Gittern besteht.

Süd- und Nordkorea – »Demilitarisierte Zone«

An der 248 Kilometer langen Grenze zwischen Nord- und Südkorea verläuft ein hochgerüsteter Zaun, gesichert mit Stacheldraht, Wachtürmen, Scheinwerfern und mehr als einer Millionen Minen.

Zypern – »Grüne Linie«

Auf Zypern trennt eine über 180 Kilometer lange Grenzanlage die Insel in zwei Hälften.

Israel und Gaza – »Sperranlage um den Gazastreifen«

Im Süden Israels verläuft eine 52 Kilometer lange Sperranlage, die den gesamten Gazastreifen bis zur ägyptischen Grenze umschliesst.

Israel und Westjordanland – »Sperranlage um das Westjordanland«

Auf einer Länge von etwa 708 Kilometern erstreckt sich zwischen Israel und dem Westjordanland eine weitere israelische Sperranlage.

Melilla und Ceuta

Um die beiden spanischen Exklaven Ceuta und Melilla im Norden Marokkos ziehen sich jeweils rund zehn Kilometer lange Grenzanlagen.

Marokko und Westsahara – »Berm«

Durch die Westsahara zieht sich ein über 2700 Kilometer langer mit Steinen befestigter Sandwall, der die Region in zwei Hälften teilt.

Mexiko und Vereinigte Staaten – »Tortilla Wall«

Genau 3141 Kilometer lang ist die amerikanische Südgrenze. Über 1126 Kilometer erstreckt sich die Anlage.

Weitere Grenzzäune und -wälle befinden sich im Bau oder sind bereits fertiggestellt in Osteuropa, am Ärmelkanal, in Bagdad und zwischen der Türkei und Syrien.

Ausführlichere Infos zu den weltweiten Grenzbefestigungen finden Sie unter aufbruch.ch

Die Metapher von der »Schweiz als Gefängnis« wurde von Friedrich Dürrenmatt bereits 1990 in seiner Rede auf Vaclav Havel zur Verleihung des Gottlieb-Duttweilers-Preises geprägt. »Es gibt nur eine Schwierigkeit für dieses Gefängnis, nämlich die, zu beweisen, dass es kein Gefängnis ist, sondern ein Hort der Freiheit, ist doch, von aussen gesehen, ein Gefängnis ein Gefängnis und seine Insassen sind Gefangene, und wer gefangen ist, ist nicht frei: Als frei gelten für die Aussenwelt nur die Wärter, denn wären diese nicht frei, wären sie ja Gefangene.«

Jeder seine eigene Festung

Der Schweizer Bundesrat ging 2013 bei der Revision des Waffenrechts davon aus, dass sich zwei Millionen Feuerwaffen in schweizerischen Haushalten befinden. Damit kämen in der Schweiz rund 250 Waffen auf 1000 Einwohner. Weltweit steht die Schweiz im privaten Waffenbesitz an vierter Stelle hinter den USA, dem Jemen und Serbien (2018). »Gated Communities« gewinnen immer mehr Akzeptanz und Zulauf, Selbstverteidigungskurse werden immer häufiger gebucht und Sicherheitsfirmen boomen. Das Individuum rüstet auf – nach dem Motto: jedem seine eigene Festung.

Das Sicherheitsversprechen der Mauern wird aber nicht eingelöst, im Gegenteil. Im Schatten der Mauern professionalisieren sich Drogen- und Menschenhandel. Mauern halten Flüchtende nicht auf, sie machen die Flucht nur noch teurer und gefährlicher. Die Zahl der Ausgeraubten, Vergewaltigten, Verletzten oder gar Gestorbenen erhöht sich. Diejenigen, die Grenzen überwinden wollen, um etwa zu schmuggeln oder Attentate durchzuführen, werden sich durch Mauern sicher nicht abhalten lassen. Wahrscheinlich befinden sie sich – im Fall der Attentäter – nämlich schon längst diesseits der Mauer.

Was die Menschen auf beiden Seiten der Mauer dagegen bräuchten, wären echte Lösungen: Der Wille zu Friedensverhandlungen, Abrüstung, fairem Handel, Klimaschutz. Eine Grenze bedeutet zudem oft die Trennung von Arm und Reich, sei es auf lokaler, staatlicher oder globaler Ebene. Und die Schere zwischen Arm und Reich geht immer weiter auf. Soziale Gegensätze wiederum fördern die Segregation. Wenn die Qualität der öffentlichen Infrastruktur abnimmt, weil Steuersenkungen für Reiche der öffentlichen Hand die nötigen Mittel entziehen, werden diejenigen, die es sich leisten können, ihre Kinder nicht mehr in öffentliche Schulen schicken. Exemplarisch zeigt sich diese Entwicklung in den USA. Vor allem in armen Ländern führt es zu einem Rückzug von Wohlhabenden in »Gated Communities« oder in ganze Quartiere, die durch Mauern von der verarmten Nachbarschaft abgetrennt werden. Zum Beispiel in Lima, wo die »Mauer der Schande« den Reichen Schutz vor Unsicherheit und Kriminalität bieten soll. Der drei Meter hohe und zehn Kilometer lange Festungswall trennt eines der reichsten Viertel der Metropole von einem der ärmsten Stadtteile der peruanischen Hauptstadt ab. In anderen Grossstädten des globalen Südens und vor allem Lateinamerikas sind



Hermetisch abgeriegelt: serbisch-ungarischer Grenzübergang Horgos

ähnliche Entwicklungen zu beobachten, etwa in Mexico City oder Rio de Janeiro.

Mauern sind Grenzen, die versteinert sind; sie trennen Gegensätze, markieren die Kluft zwischen Einheimischen und Fremden, zwischen Arm und Reich, zwischen Mehr- und Minderheiten, zwischen »uns« und »den Anderen«. Werden diese Gegensätze grösser, wachsen auch Angst und Aggression, und dann erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass nach Mauern gerufen und dass Mauern gebaut werden. Mauern sind aber Scheinlösungen, sie verschärfen die Probleme, weil sie deren Ursachen missachten. Die Lösung besteht darin, Brücken zu bauen statt Mauern, Brücken, die die Gegensätze entschärfen, die Ängste verringern, das gegenseitige Verständnis fördern. Wir fürchten im Grunde nur das, was wir nicht kennen – und Mauern verhindern eben, dass wir die auf der anderen Seite kennenlernen. Die Mauer ist eine Projektionsfläche, was dazu führt, dass die eingebildete Gefahr dessen, was sich hinter ihr befindet, dämonische und damit psychopathologische Dimensionen annimmt.

Die Wahrscheinlichkeit ist allerdings gross, dass sichtbare, physische Mauern bezüglich der Freiheit des Individuums im 21. Jahrhundert nicht das dominante Thema sein werden, da sie relativ plump, wirkungslos, ja kontraproduktiv sind. Viel grösser ist die Bedrohung durch unsichtbare Mauern, im Sinn von Aldous Huxley: »Die perfekte Diktatur wird den Anschein einer Demokratie haben und ein Gefängnis ohne Mauern sein, in dem die Gefangenen nicht einmal davon träumen ausbrechen. Es ist ein System der Sklaverei, bei dem die Sklaven dank Konsum und Unterhaltung ihre Liebe zur Sklaverei entwickeln.« Die Totalüberwachung über das Internet führt in China nun dazu, dass mit einem System von Kreditbewertungspunkten das soziale Verhalten der Bürger*innen überwacht und gesteuert wird: Jene, deren Punktekonto hoch ist, erhalten vom Staat Vergünstigungen; jene, die ein niedriges Punktekonto aufweisen, werden bestraft – etwa mit Reisesperren. Wir im »individualisierten Westen« sind vor solchen Entwicklungen ebenfalls nicht gefeit, auch wenn die Manipulation über das Internet bei uns subtiler daher kommen mag. Wahrscheinlich werden die Menschen der Zukunft mit ähnlichen nostalgischen Gefühlen auf die Grenzzäune, -mauern und -wälle unserer Zeit schauen wie wir heute auf die Trutzburgen und Stadtmauern des Mittelalters. ◆



FOTO: SHUTTERSTOCK

Soziale Fähigkeiten im Roboterzeitalter

Braucht es den Menschen in der digitalisierten Welt überhaupt noch? Ja, denn durch den technologischen Fortschritt werden soziale Fähigkeiten als Ergänzung immer wichtiger

Von Darius N. Meier

Mit der voranschreitenden Digitalisierung, der damit verbundenen Automatisierung und Robotisierung stehen der Mensch und die Gesellschaft vor neuen Herausforderungen. Wirtschaftliche und gesellschaftliche Prozesse werden optimiert und automatisiert, der Mensch spielt dabei eine immer geringere Rolle als produzierendes Wesen. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich Digitalisierung, künstliche Intelligenz sowie Robotik immer enger miteinander verzahnen und die Rolle des Menschen nachhaltig verändern werden. Die Arbeit der Zukunft muss neu definiert, neue Formeln für erfolgreiches Zusammenarbeiten müssen gefunden werden.

Technik ersetzt den Menschen

Wie oft hört man sie, die Berichte über Innovationen, welche diese und jene Arbeit überflüssig machen, die Produktion ganz

automatisieren und die Roboter hervorbringen, die im Endeffekt sicherer und effizienter agieren als der Mensch. Was bedeutet dies für den zukünftigen Arbeitsmarkt? Sind da überhaupt noch Menschen gefragt, und wenn ja, welche Eigenschaften und Fähigkeiten sollen sie mitbringen? Oder ersetzen uns die Roboter so weit, dass menschliche Interaktionen unnötig werden? Das Gegenteil ist der Fall, wie verschiedene Entwicklungen aufzeigen. Technologische Erneuerungen erfordern nicht nur die Fähigkeit, Maschinen zu bedienen, sondern stellen auch urmenschliche soziale Fähigkeiten wie die Begabung, Vertrauen zu Mitmenschen aufzubauen, immer mehr in den Vordergrund. Das Bedürfnis von Menschen, sich auf soziale Kontakte mit Artgenossen einzulassen, bleibt bestehen und wird langfristig immer überlebenswichtiger. Denn im Zeitalter der Informationsflut und technologischer Unterstützung im Alltag ist es entscheidend, auf

welche Informationsquellen wir uns verlassen können. Steht hinter einer Quelle klar erkenntlich ein vertrauenswürdiger Mensch, stuften wir diese Information viel eher als glaubwürdig ein, wie eine Studie zu virtuellen Meinungsplattformen des deutschen Ökonomen Thorsten Hennig-Thurau zeigt. Die Tatsache, dass sich Informationen und Wissen dynamisch und schnell verändern, ist ein weiterer Faktor, welcher das Vertrauen in den Austauschbeziehungen zwischen Menschen noch wichtiger macht. Damit eine solche Vertrauensbasis jedoch geschaffen werden kann, braucht es ein starkes ethisch-soziales Bewusstsein mit der Fähigkeit zu Empathie für andere.

Kritisches Hinterfragen gefragt

Wie der Futurist Gerd Leonhard im Buch »Technology vs. Humanity« schreibt, sind kritisches Denken und ethisches Bewusstsein weitere Abgrenzungsfaktoren, welche

uns Menschen langfristig erlauben, den technologischen Fortschritt kritisch zu betrachten und entsprechend einzuordnen. Dieser Meinung ist auch Nicolas Gerig, Robotikforscher an der Universität Basel: »Moralisches Mitdenken von einzelnen gelangt immer mehr in den Vordergrund – etwas, was ein Roboter nicht kann«. Waren in dieser Hinsicht in den letzten Jahrhunderten noch übermässiger Fleiss und Autoritätsgläubigkeit fördernd für einen höheren Produktivitäts- und gesellschaftlichen Aufstieg, geraten diese Charaktereigenschaften in den Hintergrund. Der Mensch würde heute mit diesen Kerneigenschaften im Wettbewerb jeglichem maschinellen Prozess unterliegen. Diese neue Konkurrenzsituation zwischen Mensch und Maschine führt dazu, dass sich der Mensch in seinen Fähigkeiten klar unterscheiden muss und rein repetitive Arbeiten der Vergangenheit angehören. Dies bedeutet konkret, dass ein quantitativer Anspruch an den Menschen immer mehr einem qualitativen weichen muss. Es braucht die Möglichkeit, kreatives Denken und Entwickeln ungebunden von zeitlichen Vorgaben zu praktizieren, denn entscheidende Ideen tauchen nicht innerhalb eines vorgegebenen Zeitrasters auf, sie können auch nicht durch Autorität erzwungen werden. Dies könne auch hierarchisches Denken langfristig überflüssig machen.

Es braucht neue Arbeitsmodelle

Die Wichtigkeit der erwähnten Fähigkeiten wird dazu führen, dass die aktuell gängigen Arbeitsmodelle an ihre Grenzen stossen werden. Das Streben nach Kreativität wird nicht durch vorgeschriebenes Absitzen im Büro gefördert. Im Zeitalter der Technologie braucht es einen konstruktiven Ansatz, welcher eine möglichst grosse Flexibilität und kritische Reflexion ermöglicht, um neue Ideen zu generieren. Glücksmomente durch mit Freunden und Familie verbrachter Zeit können dies unterstützen. Es braucht ein Recht auf Nichtproduktivität, das es erlaubt, an gewissen Tagen und zu gewissen Zeitpunkten nicht produktiv sein zu müssen.

Ähnlicher Ansicht in Bezug auf neue Arbeitsmodelle ist die *Internationale Arbeitsorganisation* (ILO), welche sich seit 1919 für soziale Gerechtigkeit in Bezug auf Arbeitsrechte einsetzt und mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. In einem neuen Bericht »Für eine bessere Zukunft arbeiten« fordert sie, die neue

Dynamik durch die Automatisierung sowie die damit einhergehende geringere Nachfrage an produzierender Arbeitskraft in die politische Agenda miteinzubeziehen, welche menschenzentriert sein soll. Wichtig ist hierbei, den Anspruch auf lebenslanges Lernen zu fördern, wobei eine stetige Investition in die Fähigkeiten von Menschen menschenwürdige und nachhaltige Arbeitsplätze garantieren soll. Neue Technologien sollen unterstützt werden, jedoch immer unter der Kontrolle des Menschen bleiben. Dies soll ergänzt werden mit lebensbegleitenden Sozialversicherungssystemen. Eine weitere Forderung der ILO ist, dass unbezahlte Haushaltsarbeit und ehrenamtliche Tätigkeiten in Wohlbefindungs- und Lebensqualitätsmessungen ebenfalls berücksichtigt werden sollten. Dahinter stehe die feste Überzeugung, dass Einsätze im eigenen Umfeld sowie gesellschaftliches Engagement als vertrauensbildendes Element mehr gefördert werden sollten.

Es fehlen Antworten der Politik

Nichtsdestotrotz haben Politik und Wirtschaft diese Herausforderung bisher nicht wirklich erkannt, denn sie verlangt nach generell neuen Rahmenbedingungen in der Arbeitswelt, auch auf globaler Ebene. Ganze Landstriche, in denen Menschen aufgrund der Automatisierung keine Ar-

» Es ist Aufgabe der Gesellschaft, diejenigen Leute wieder einzugliedern, welche abgehängt wurden

Nicolas Gerig

beit mehr finden, wie beispielsweise im Rust-Belt in den USA, sind keine Seltenheit und werden langfristig neue politische Lösungen erfordern. Es sei »Aufgabe der Gesellschaft, diejenigen Leute wieder einzugliedern, welche abgehängt wurden, sonst verlieren wir alle«, meint Nicolas Gerig hierzu. Während sich in gewissen internationalen Firmen die Arbeitskultur langsam in Richtung Flexibilität punkto Ort und Arbeitszeit wandelt, kommen aus der Politik erstaunlich wenige Lösungsvorschläge, welche die gesamte Gesellschaft umfassen würden. Ein Instrument wäre hier beispielsweise ein Grundeinkommen als lebensbegleitendes Sozialversicherungssystem, welches de facto durch den Sozialstaat bereits existiert. Dieses müsste so gestaltet werden, dass das Individuum mit einem Minimalbetrag unabhängig bleibt von technologischen Schwankungen in der Arbeitswelt und sich auf Aktivitäten fokussieren kann, welche kreative und soziale Fähigkeiten voraussetzen.

Im Endeffekt soll die Technologie auf alle Fälle dem Menschen dienen und dieser muss unbedingt im Zentrum stehen. Auch die Universitäten sind hier gefordert, ihre Studierenden nicht nur mit technischem Knowhow auszustatten, sondern auch mit den nötigen ethischen Kapazitäten, damit die neue Arbeitswelt für alle funktionieren kann, wie der Wissenschaftler Farnam Jahanian in einem Gastbeitrag über die Möglichkeiten der Universitäten bezüglich Innovation für das *Weltwirtschaftsforum* WEF schreibt. Mittel- und langfristig werden die erwähnten Fähigkeiten immer wichtiger für die tagtägliche Arbeit und der Mensch muss in Anbetracht der technologischen Entwicklung näher zusammenrücken, um überlebensfähig zu bleiben und im Konkurrenzkampf mit der Maschine nicht überflüssig zu werden. Ob sich ein Grossteil der Gesellschaft in dieser sich rasant verändernden Zeit dieser Dynamik anpassen kann, bleibt abzuwarten. ◆



FOTO: EPD BILD, FRIEDRICH STARK

Roboter »Pepper« analysiert Mimik und Gestik von Menschen und reagiert darauf

Gespräch mit Nicolas Gerig: aufbruch.ch

Wirtschaft ist Care

Wider ein verkürztes
Wirtschaftsverständnis

Ina Praetorius



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Ina Praetorius ist promovierte Theologin, Publizistin und Mitglied des Vereins wirtschaft-ist-care.org

Seit 2006 präsentiert uns das *Schweizer Fernsehen* allabendlich zur besten Sendezeit »SRF Börse«. Auch wer nicht genau versteht, was die Zahlen und Kurven bedeuten, soll wissen: Ökonomie ist, wenn viel Geld um den Globus geschoben wird.

Wer aber ein Lexikon nach der Grundbedeutung

von Ökonomie befragt, erfährt etwa bei Wikipedia: »Ökonomie ist die Gesamtheit aller Einrichtungen und Handlungen, die der planvollen Befriedigung der Bedürfnisse dienen.« Und seit 1997 beweist uns das *Bundesamt für Statistik*, dass der grösste Wirtschaftssektor der Care-Sektor ist. Also das, was Hausfrauen wie ich täglich tun, damit der Laden läuft: kochen, waschen, putzen, Kranke pflegen, Kinder hüten.

Wann berichtet SRF darüber? Nicht nie. Am 24. März 2019 zum Beispiel habe ich mit dem Ökonomen Mathias Binswanger im Radio die Frage besprochen, wie eine Wirtschaftswissenschaft aussehen könnte, die den Namen verdient. Das war's aber auch schon. Am 18. April teilte mir die Redaktionsleiterin von »SRF Sternstunden« mit, sie sehe keinen Anlass, »das Thema grad nochmal zu bringen« und endlich eine der vielen Ökonominen einzuladen, die etwas von Care verstehen. Okay, dann gucken wir jetzt halt wieder »SRF Börse«.

Aber seit Januar 2017 ist die siebte Schweizer Frauen*synode unterwegs. Zum Thema »Wirtschaft ist Care«. Am 5. September 2020 werden sich viele Frauen, Männer und andere in Sursee treffen, um laut zu sagen: Die Wirtschaft, das sind wir alle! Und wir wollen, dass auch noch unsere Enkel gut leben können auf diesem schönen, bedrohten Planeten Erde!

Elham Manea, Politologie-Professorin an der Uni Zürich, ist gegen die Forderung zum Beispiel im Familienrecht, islamisches Recht in das staatliche Recht aufzunehmen. Dies, »weil es nicht möglich ist, islamisches Gesetz in Familienangelegenheiten zu integrieren, ohne in Kauf zu nehmen, dass grundlegende Menschenrechte verletzt werden«, wie die Islamexpertin gegenüber *kath.ch* betonte. Das traditionelle islamische Recht beruhe auf der Ungleichheit der Geschlechter, so Manea weiter, und »beschränkt die Rechte der Frauen: bei der Eheschliessung, in Bezug auf den Status innerhalb der Ehe, im Fall einer Scheidung und in Bezug auf den nachehelichen Unterhalt«. Wer die Integration islamischer Gesetze fordere, »fordert im Grunde nichts weniger als die Legitimation systematischer Diskriminierung gegen Frauen und Kinder«.



Elham Manea

FOTO: PIA NEUBSCHWANDER

Lisa Bosia, SP-Grossrätin im Tessin, **Norbert Valley**, Teilzeit-Pfarrer in der evangelischen Kirche in Le Locle, und Menschenrechtsaktivistin **Anni Lanz** »sind Paradebeispiele für die Hartnäckigkeit der Behörden, die in der Bevölkerung zunehmende Solidarität gegenüber den Flüchtlingen auszubremsten«. Weiter heisst es in der Begründung zur kürzlich lancierten Petition »Solidarität ist kein Verbrechen«, statt Rechenschaft über die Ausschlusspraxis abzulegen, gehen die Behörden strafrechtlich gegen kritisch Handelnde vor und ziehen sie vor Gericht. Solidarität »soll ermutigt und nicht gehandelt werden«. Entsprechend der humanitären Tradition müssten Hilfeleistungen für Geflüchtete, »unabhängig von Papieren eine Selbstverständlichkeit sein«. Hinter der Petition steht *Solidarité sans frontières*. Bis 31. Juli 2019 kann man die Petition auch online unterschreiben unter www.sosf.ch.

Bruno Fluder, Geschäftsleiter der Luzerner *ZwitscherBar* und Sprecher des Vereins schwuler Seelsorger *Adamin*, bedauert und kritisiert das zustande gekommene Referendum gegen die Ausweitung der Anti-Rassismus-Strafnorm auf Homo- und Bisexuelle scharf. »Wir sind klar dafür, dass man das Antidiskriminierungs-Gesetz auf Fälle von Diskriminierung aufgrund von Homosexualität« erweitert. Es sei »äusserst stossend, dass einmal mehr die Initiative



FOTO: KATHLIZERN

Bruno Fluder

dazu aus christlichen Kreisen kam«. Fluder kritisiert laut *kath.ch* insbesondere den *Arbeitskreis Jugend und Familie*, der ein Ableger der Partei EDU ist. Deren Argumentation stelle einen Missbrauch der Bibel zur Diskriminierung von Homosexuellen dar.

Markus Zimmermann, Sozialethiker und Vizepräsident der Nationalen Ethikkommission, stuft Palliative Care als ausbaufähig ein. Gegenüber der Agentur *kath.ch* betonte er, dass »die Palliative Care in der Schweiz noch nicht nachhaltig und längst nicht in allen Regionen etabliert« sei. Dies, obwohl es inzwischen einige Lehrstühle gebe. Hierzulande bestehe »das Problem« der 26 Kantone mit 26 Gesundheitsgesetzen: »So entsteht der Eindruck, jeder Kanton müsse die Palliative Care wieder auf neue Weise erfinden, obgleich vieles am effizientesten auf eidgenössischer Ebene anzugehen wären.«

Eugen Drewermann, Theologe, forderte den Vatikan auf, den Schweizer Theologen **Hans Küng** offiziell zu rehabilitieren. Wie *kath.ch* unter Berufung auf die *Badische*



FOTO: OLF SÜDBECK-BAUR

Eugen Drewermann

Tagblatt berichtet, wäre die Rehabilitation des 91-jährigen Küng ein Zeichen für die katholische Kirche, nicht bereits der Besserung, »aber immerhin des Versuchs, Schaden nachzuarbeiten«, so Drewermann. Hans Küng habe »eine abergläubische Form von Unfehlbarkeitslehre infrage gestellt. Das ist verdienstvoll, aber nicht verbrecherisch«, so Drewermann, dem wie Küng von Rom die Lehrerlaubnis entzogen wurde.

Josef Annen, Generalvikar in Zürich, und der **Zürcher Synodalrat** fordern in einem Offenen Brief an **Papst Franziskus** die gemeinsame Erneuerung der katholischen Kirche. »Wir brauchen entschiedene Massnahmen gegen sexuellen Missbrauch.« Der Ursprung liege in der »Häresie des Klerikalismus« – die Herrschaft von Priestern über das Volk. Macht müsse in der Kirche »begrenzt, geteilt und kontrolliert werden«. Es brauche unter anderem unabhängige kirchliche Gerichte, »Frauen müssen Verantwortungen wahrnehmen können«.

Wir haben es satt!

Mitte Juni treffen sieben Theologinnen und Theologen um Jacqueline Keune und Monika Hungerbühler den Basler Bischof Felix Gmür und Generalvikar Markus Thürig zum Gespräch. Unter der Überschrift »Wir haben es satt!« und mit über 1000 unterzeichnenden Seelsorgenden im Rücken geht es um ihre Forderungen »im Blick auf eine andere, nicht-klerikale Kirche umfassender Gleichwertigkeit«. Der aufbruch dokumentiert und unterstützt die wichtigsten Anliegen.

Wir haben es satt, dass die gleichen Anliegen seit Jahrzehnten auf der kirchlichen Traktandenliste stehen und mit den Reformabsichten nicht wirklich ernst gemacht wird! Darum fordern wir von Bischof Felix Gmür und allen Schweizer Bischöfen, einzeln und gemeinsam, im Blick auf eine andere, nicht-klerikale Kirche umfassender Gleichwertigkeit und neuer Glaubwürdigkeit,

1. dass sie mit Nachdruck eine grundlegende Revision des Kirchenrechts und eine kirchliche Verfassung (Grundrechte, Gewaltenteilung) in Rom einfordern, die für verbindliche Rechtsgleichheit und nicht-diskriminierende Strukturen sorgen,

2. dass sie nicht nur auf weltkirchliche Antworten warten, sondern – ungeachtet römischer Direktiven ihrem Gewissen folgend – persönlich Verantwortung übernehmen und regionale Lösungen umsetzen,

3. dass sie dafür sorgen, dass konkrete Schritte der Entklerikalisierung in allen Kleriker-Versammlungen thematisiert und angegangen und die verheerenden Folgen eines patriarchalen Gottesbildes bewusst gemacht werden,

4. dass jeder Missbrauch von kirchlich-beruflicher Macht zur Befriedigung persönlicher Bedürfnisse und das Verdingen von Menschen sowie deren Vertuschen für die Betroffenen Konsequenzen hat – ungeachtet ihres Ranges,

5. dass sie keine Männer mehr zu Diakonen und Priestern weihen, bis der Zugang zu diesen Ämtern auch Frauen offensteht,

6. dass sie sich nach Kräften dafür einsetzen, dass die Weiheämter grundlegend überdacht, radikal neu entworfen und von allem Klerikalismus befreit werden,

7. dass sie bedenken, ob nicht nur existierende, sondern auch fehlende Berufungen gottgegeben sein und die heilige Geistkraft mit der Kirche noch ganz anderes vorhaben könnte, als deren Vergangenheit in die Zukunft hinüberzuretten,

8. dass sexuelle Orientierung und Zivilstand bei Anstellungen und der Erteilung einer Missio keine Rolle spielen und kirchliche Beauftragungen nicht zu Instrumenten der Macht und Kontrolle verkommen,

9. dass nicht nur keine und keiner vom Tisch Jesu ausgeschlossen wird, sondern explizit alle eingeladen werden, (...)

12. dass die volle Gleichstellung von Frauen und Männern, von Nicht-Geweihten und Geweihten, in den Gefässen kirchlicher Aus- und Weiterbildung Thema ist und verpflichtende Module erarbeitet werden,

13. dass sie Grundlagen schaffen, damit die Gleichwertigkeit nicht dem Zufall überlassen bzw. keine Frage von Glück- oder Pech-Gehabt bleibt – je nach personeller Besetzung von Stellen,

14. dass sie sich öffentlich und unmissverständlich von Aussagen Roms distanzieren, die Frauen herabsetzen oder gar kriminalisieren (Abtreibung als Auftragsmord etc.), (...),

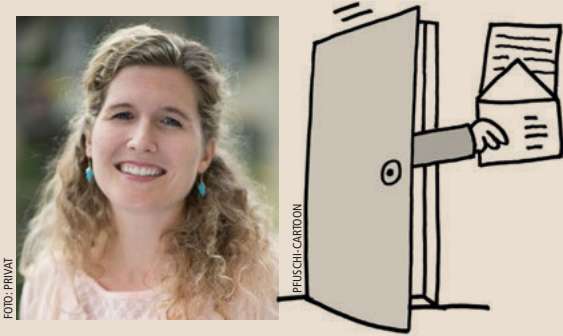
20. dass sie ein Verständnis von Gehorsam vorleben, das sich dem Evangelium und den Menschen, besonders den Benachteiligten, verpflichtet weiss, und ihre Hauptsorge nicht dem Überleben der Kirche gilt, sondern der Frage, wie Jesus-Nachfolge heute geschehen und das Beste unseres Glaubens zu den Menschen und in die Welt kommen kann.

(...) Es ist Aufgabe aller, an ihren Orten und mit ihren Möglichkeiten daran mitzuwirken. Darum wollen wir gleichzeitig zu den Bemühungen unserer Bischöfe als Frauen und Nicht-Geweihte nicht nur darauf warten, dass wir in unserer Würde und Kompetenz ernst genommen werden, sondern wir wollen: uns auch selber gleichwertig machen gegenüber den Männern und Geweihten; uns eigener systemstützender Anteile kirchlichen Unrechts bewusst werden und gemeinsam Utopien einer herrschaftsfreien Anderskirche schaffen und konkretisieren (...).

Marie-Theres Beeler, Angela Büchel Sladkovic, Nico Derksen, Monika Hungerbühler, Jacqueline Keune, Elke Kreiselmeier, Felix Senn

Der vollständige Text auf www.aufbruch.ch

Gastkolumne



Problematische Finanzlücke

Die Einführung eines kostenlosen Rechtsschutzes ist eine der wichtigsten Errungenschaften der Neustrukturierung der Asylverfahren, die neu seit 1. März gelten. Trotz Beschleunigung und kurzen Beschwerdefristen soll damit gewährleistet bleiben, dass Asylverfahren rechtsstaatlich ablaufen.

Ist damit der ganze Bedarf an Rechtsberatung für Asylsuchende mit einer Finanzierung durch den Bund abgedeckt? Leider nicht. Umfangreichere Fälle, die nicht in den 140 Tagen in den Bundesasylzentren abgeschlossen werden können, werden den Kantonen und damit dem erweiterten Verfahren zugeteilt. In diesen erweiterten Verfahren ist eine Rechtsvertretung nur eingeschränkt vorgesehen. Es werden nur die entscheidungsrelevanten Verfahrensschritte finanziert. Bei der Definition dieser Schritte wurden wichtige Aufgaben, die zur getreuen, sorgfältigen Mandatsführung gehören, ausser Acht gelassen. So sind etwa das Aktenstudium und die Entscheideröffnung oder Kindesschutzmassnahmen für unbegleitete Minderjährige nicht finanziert. Rechtsberatungsstellen für Asylsuchende, wie sie auch die Caritas in verschiedenen Regionen führt, werden daher im erweiterten Verfahren auch zukünftig eine wesentliche Rolle in der rechtlichen und sozialen Unterstützung spielen müssen. Um dieses Angebot, das für Asylsuchende von grosser Bedeutung ist, sicherstellen zu können, sind sie weiterhin auf eine private Zusatzfinanzierung durch Spenden angewiesen. Das neue Asylverfahren verbessert zwar den Rechtsschutz – die dabei entstehenden Kosten sind aber nur zum Teil gedeckt.

Jana Maletic, Leiterin Abteilung Anwaltschaft bei Caritas Schweiz, Luzern

«Es geht um die Orientierung am Leben»

Für den Theologen und frisch pensionierten Wirt Hubert Zurkinden gehört es zu einem erfüllten Leben, zusammen essen und trinken zu können. Beseelt und befreit blickt der frühere aufbruch-Redaktor auf turbulente Zeiten zurück



Hubert Zurkinden war bis 1998 *aufbruch*-Redaktor, dann Politiker, später Wirt in St. Antönien GR

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: Hubert Zurkinden, Sie spielen leidenschaftlich Orgel. Ist das Orgeln ein roter Faden, der sich durch ihr Leben zieht?

Hubert Zurkinden: Auf jeden Fall. Schon mein Vater hat mich in Kindertagen mit seiner Handorgel in den Schlaf gespielt. Wahrscheinlich ist mir das geblieben. Später als Messdiener faszinierte mich die Orgel, mit acht lernte ich Klavier, mit 16 Orgel spielen. Ich spiele fast täglich, ich stehe auf und setze mich für rund dreiviertel Stunden an meine elektronische Orgel da-

heim. Das ist wie eine Morgenmeditation. Musik ist für mich ein Lebenselixier.

Spielen Sie auch in der Kirche gleich nebenan Ihres Hotels?

Ist die Organistin verhindert, springe ich ein, wie letzten Karfreitag ...

... der Orgel-Joker von St. Antönien. Was war der Grund, nach über neun Jahren die politische Bühne in Bern als Generalsekretär der Grünen Partei 2009 zu verlassen und

als Wirt in die Abgeschiedenheit des Prättigau zu wechseln?

Aus ganz pragmatischen Gründen stellte ich mir am Beginn der Legislaturperiode 2007 die Frage, wie lange ich diesen Job machen will. Ich konnte mir nie vorstellen, bis zur Pensionierung zu amten. Also stand im Raum, entweder bis zu den nächsten Wahlen 2011 oder bis in die Mitte der Legislatur 2009 auf dem Posten zu bleiben, was den Aufbau einer Nachfolge ermöglichte. 2009 war ich 54 Jahre alt, hatte also noch Zeit, etwas Neues anzufangen, was 2011 mit 56 oder noch später schwieriger geworden wäre.

Ein Nationalratsmandat hätte Sie nicht gereizt?

Doch schon, aber die Chance, im Kanton Freiburg für die *Grünen* einen Sitz im Nationalrat zu erreichen, war damals nicht gegeben. Dazu kam, dass mich die parlamentarische Arbeit mit den vielen Sitzungen – ich war vier Jahre Grossrat in Freiburg – nicht so wahnsinnig gepackt hat. So haben wir – meine Frau Regula Strobel und ich – uns gefragt, was machen wir jetzt noch, nachdem auch Regula als Gleichstellungsbeauftragte im Kanton Aargau damals unter einem SVP-Regierungsrat nicht länger für den Papierkorb arbeiten wollte und auch vor einer Weichenstellung stand. So wurde aus einem anfänglichen Witzeln übers Wirten plötzlich eine neue Perspektive. Als dann das Hotel Rhätia zum Kauf stand, haben wir die Chance beim Schopf gepackt, weil wir in den Bergen leben und arbeiten wollten. Und von einer Skitourenwoche her konnten wir das Rhätia schon.

Welche prägenden Erfahrungen haben Sie aus der Politik mitgenommen?

Politisch motiviert war ich durch Fragen, bei denen ich merkte, es müsste sich etwas ändern. Sei dies im Blick auf die auseinanderdriftende Schere zwischen Reich und Arm, sei dies im Blick auf die ungleiche Verteilung der Löhne. Mein Vater hat als Metallarbeiter in einer Giesserei mit einem bescheidenen Lohn acht Kinder ernähren müssen, während die Patrons und Krawattenträger in den Büros grosse Löhne kassieren. Ohne die schwere Arbeit der Bützer wäre das aber nicht möglich. Diese Kindheitserfahrung hat mich geprägt und wegen solcher Ungerechtigkeiten bin ich letztlich in die Politik gegangen, um mich für eine lebenswerte Welt einzusetzen. Militärdienst und Engagement für den da-

mals noch nicht eingeführten Zivildienst taten ein Übriges.

Was trägt Sie bei dieser sicher nicht immer einfachen Arbeit als Hotelier und Wirt?

Die vielen sehr schönen Kontakte mit den Leuten hier sind wunderbar. Unsere Gäste sind nicht Leute aus der mondänen Glitzerwelt wie etwa in St. Moritz, sondern Leute, die Ruhe und sanften Tourismus suchen, Menschen, die Freude an Einfachheit und sorgfältigem Umgang mit Natur und Landschaft schätzen.

Der Kontakt zu den Gästen sind das eine, der Kontakt zu den Einheimischen von St. Antönien ist das andere ...

Es berührt mich immer wieder sehr zu erleben, wie uns die Leute aus dem Ort und der Region unterstützen. Wir hatten immer mal wieder Probleme, geeignetes Personal zu finden. Bisher haben Frauen aus dem Dorf immer wieder wie selbstverständlich mit angepackt und geholfen, wenn wir Engpässe in der Küche oder im Service hatten. Die Solidarität dieser Frauen zu spüren, verleiht Flügel. Sie kommen nicht einfach nur zum Geldverdienen ...

... und die Männer?

Unschätzbar ist die Unterstützung der Handwerksbetriebe, ohne die wir im Rhätia nicht hätten wirtten können. Diese vielfältigen zwischenmenschlichen Beziehungen tragen ungemein und geben Halt. Dazu kommen die vielen unmittelbaren Feedbacks auf unsere Arbeit, die zeigen,

» es berührt mich immer wieder sehr, zu erleben, wie uns die Leute aus dem Ort und der Region unterstützen.

Hubert Zurkinden

dass sich die Leute hier wohl fühlen oder dass es ihnen auch mal nicht so geschmeckt hat. Kurz: Wir fühlten uns gut in St. Antönien und waren sehr gern Gastgeber.

Sie sind studierter Theologe und haben als erster Hauptredaktor des aufbruch vor 30 Jahren die Anfänge dieses Magazins geprägt. Damals stand der schwere Konflikt um den Churer Bischof Wolfgang Haas an der Wiege des aufbruch. Wie sehen Sie den aufbruch heute? Soweit ich den aufbruch wahrnehme, ist er heute thematisch breiter und vielfältiger

aufgestellt. Das gefällt mir sehr. Mir war es Ende der 90er Jahre als aufbruch-Redaktor ein grosses Anliegen, von der damaligen Fokussierung auf den schliesslich 1997 nach Liechtenstein versetzten erzkonservativen Bischof Haas wegzukommen. Es ging darum, den aufbruch thematisch zu öffnen hin auf die drängenden Fragen von Gerechtigkeit, Ökumene, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Das war nicht ganz einfach, weil meine befreiungstheologische Ausrichtung von vielen Lesern damals nicht geschätzt wurde. Theologisch konservative Kreise wendeten sich ab und kündigten das Abo. Sie wollten den aufbruch auf Kritik am vorkonziliaren Bischof Haas beschränkt wissen, aber keine befreiungstheologisch inspirierte Öffnung hin auf aktuelle Themen, die heute im Schnittpunkt von Religion, Gesellschaft und Politik liegen. Das macht den aufbruch so lesenswert.

Dennoch haben es Publikationen wie der aufbruch schwer, ihre Leser zu finden.

Ich finde Zeitschriften wie den aufbruch oder Neue Wege enorm wichtig, auch wenn sie leider keine grosse Verbreitung haben. Sie entsprechen nicht dem Kurzfutter des Mainstream-Journalismus, sondern nehmen sich Zeit und geben gut recherchiert



Unschätzbar ist für Hotelier Zurkinden die Solidarität und Unterstützung der Leute aus dem Dorf

» Zu einem erfüllten Leben gehört es, zusammen essen und trinken zu können und – ganz wichtig – Zeit dafür zu haben

Hubert Zurkinden

vertieften Einblick in Hintergründe, die Religion und Gesellschaft bewegen.

Religiöse Sinnfragen, Orientierung in der technischen Welt, soziale Fragen sind heute der thematische Rahmen des aufbruch. Insofern ist der aufbruch heute entlang dem roten Faden von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung unterwegs ...

Das ist nach meinem theologischen Verständnis sehr wichtig. Es geht im Sinne des Matthäus-Evangeliums darum, einzutreten für die Lebensnotwendigkeiten, für die Orientierung am Leben, so dass es für alle Menschen lebenswert ist. Darum tritt der aufbruch für Benachteiligte ein.

Hat das Wirt- und Gastgebersein für Sie eine spirituelle Dimension?

Das hat mit Vorstellungen vom Reich Gottes zu tun, das meines Erachtens dort ist, wo Menschen gut miteinander umgehen, wo Solidarität und Empathie für schwächere Menschen gelebt wird. Und Jesus hat gern gut gegessen und getrunken. Darum gehört es zu einem erfüllten Leben, zusammen essen und trinken zu können und – ganz wichtig – Zeit dafür zu haben. Das ist hier in St. Antönien ganz wichtig. Die Leute vom Dorf nennen das «hengern», also zusammenhocken, stundenlang miteinander reden, es gut miteinander haben, ohne Zeitdruck. Das machen Junge und Alte hier am Stammtisch. In dem Sinn hat Wirt- und Gastgebersein mit meinem theologischen Selbstverständnis zu tun.

Letzten April war Abschiedsstube, ihre Zeit im Restaurant Rhätia geht zu Ende. Wie sieht Ihre Zukunft aus?

Meine Frau und ich werden bald pensioniert – ein Jahr vor dem regulären Rentenalter. Wir werden zurück nach Fribourg ziehen und haben im Moment noch keine Pläne, noch nicht mal eine Wohnung. Ich bin froh, dann die mitunter aufreibenden und stressigen Zeiten hinter mir lassen zu können und einfach mehr Zeit zu haben für Freunde und Hobbys wie das Orgelspielen.

Gelten die Menschenrechte universal für alle Menschen gleichermassen?

Ob in den Kirchen, ob in der Gesellschaft – die Universalität der Menschenrechte gilt für die Mehrheit der Zeitgenossen heute als selbstverständliche Grundlage des demokratischen Zusammenlebens. Oder ist das Axiom ein Konstrukt des Westens?



FOTO: ZUG

Peter G. Kirchschräger ist Professor für theologische Ethik an der Universität Luzern. Bis 2015 war Kirchschräger Mitglied des Direktoriums des Schweizerischen Kompetenzzentrums für Menschenrechte

Universalität schützt Vielfalt

In der Schweiz wurde gegen das Frauenstimmrecht argumentiert, es widerspräche der »eigenen« Tradition. Solche Argumentationsmuster der Exklusion, bei denen unter Bezugnahme auf die vermeintliche »eigene« Tradition, Kultur, Religion, Weltanschauung oder Wertebasis versucht wird, Menschen von Menschenrechten auszuschliessen, begegnen uns überall auf der Welt immer wieder.

Vereinfacht gesagt treffen in allen Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften liberale Strömungen, die für die Freiheit und die Menschenwürde aller Menschen eintreten, auf illiberale Stimmen.

Korrespondierende Konflikte finden binnengemeinschaftlich statt – also keine Rede vom »clash of civilizations«, dem Zusammenprall der Zivilisationen oder von Menschenrechten als etwas »Westlichem«. Denn alle Menschen überall auf der Welt wollen in fürs Überleben und für ein menschenwürdiges Leben notwendigen Elementen geschützt sein – zum Beispiel durch das Folterverbot. Dies ist Aufgabe der Menschenrechte.

Zudem sind menschenrechtliche Ideen überall auf der Welt gedacht worden – viel früher als 1948 oder als durch die Aufklärung – meistens in Reaktion auf historische Unrechtserfahrungen. »Westen«, »Osten« helfen unter anderem daher als geographische Kategorien im normativen Diskurs nicht weiter.

Das weltweite Auftreten von Argumentationsmustern der Exklusion unterstreicht die Notwendigkeit, dass alle Menschen überall Menschenrechte haben. Diese Universalität der Menschenrechte schützt und fördert Vielfalt, in dem sie allen Menschen Freiheit – im Zusammenspiel mit der Freiheit aller anderen Menschen – garantiert. Diese universelle Geltung der Menschenrechte verunmöglicht es, unter Bezugnahme auf die vermeintliche »eigene« Tradition zum Beispiel Frauen nicht mitbestimmen zu lassen. ◆

Recht ist heute nie universal

»Was für den Westen Universalismus ist, ist für den Rest Imperialismus« (»What is universalism to the West is imperialism to the rest«, Samuel P. Huntington: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, 1996). Mit dieser pointierten Aussage hat Samuel Huntington vielen aus der Seele gesprochen, die sich am westlichen, als hegemonial empfundenen Anspruch auf Deutungshoheit in Sachen Menschenrechte gestört hatten. Denn die nicht-westliche Welt war von jeher mit der relativen Gültigkeit dieser »universellen« Menschenrechte konfrontiert, sobald diese mit wirtschaftlichen und/oder machtpolitischen Interessen westlicher Staaten kollidierten.

Der aus dem Sudan stammende Jurist Abullahi an-Na'im unterscheidet in Bezug auf die Menschenrechte zwischen Konzept, Inhalt und Kontext. Während Menschenrechte als Konzept universell sein können, gilt das nicht für ihren Inhalt und schon gar nicht für die Durchsetzung, denn das Recht ist in der jetzigen Form nie universal, sondern stets von einem Staat abhängig und damit partikular. Da die staatliche Souveränität und die ausschliessliche territoriale Zuständigkeit die charakteristischsten Merkmale des geltenden Völkerrechts sind, wird der Schutz der Rechte immer auf die Bürgerrechte der Bürger beschränkt bleiben und nie die Menschenrechte aller Menschen umfassen.

Auch Inhalte könnten nicht einfach diktiert, sondern müssten unter den Betroffenen ausgehandelt werden. Wenn man die Menschenrechte universell verstehen will, müsste die Universalität in Bezug auf Inhalte durch einen global umfassenden Konsensbildungsprozess definiert und realisiert werden. Alle Menschen müssten dazu beitragen, den Inhalt des Begriffs der Menschenrechte für sich selbst zu bestimmen und in ihrem eigenen Kontext anzuwenden. Davon sind wir aber noch weit entfernt. ◆

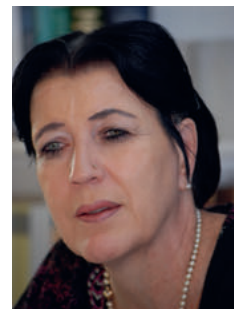


FOTO: WOLF SUDBECK-BAUR

Rifa'at Lenzin ist Islamwissenschaftlerin und präsidiert die Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz IRAS COTIS. Die Ehrendoktorin der Uni Bern lehrte bis 2018 am Zürcher Institut für interreligiösen Dialog



»Aber Religion muss gelernt werden, sie braucht Bildung.

Christian Rutishauser SJ

Der Glaubensmann

Für Jesuiten-Provinzial Christian Rutishauser ist die Kirche ein Krisengebiet mit Lösungspotenzial. Gegen die Glaubenskrise setzt er Religion als Herzensbildung

Von Franz Osswald

Pater Christian Rutishauser ist Provinzial der Jesuiten der Schweiz, aber kein Mann in Kutte. Sein Büro ist vergleichbar mit jedem Dutzendarbeitsplatz in einer städtischen Verwaltung. Hätte Rutishauser sich als Steuerbeamter vorgestellt, ich hätte es ihm abgenommen –, stünde da nicht ein Kreuz auf dem Schrank und die Büste von Ignatius von Loyola, dem Ordensgründer der Gesellschaft Jesu.

Die Sachlichkeit der Umgebung entspricht der ruhigen, überlegten Sprache, mit der der Provinzial für die Schweiz aus seinem Leben und Denken erzählt. Ein Stadt-St. Galler sei er. Dort habe er die Schulen besucht und die Matura mit Latein abgeschlossen. Kein Spross einer Akademikerfamilie sei er, führte sein Vater doch Tankrevisionen durch. An Energie und Tatendrang fehlt es Rutishauser nicht.

Früh kommt er mit Ordensleuten in Kontakt, doch noch steht ein Geschichtsstudium im Vordergrund. Es brauchte »ein mystisches Erlebnis«, das ihn auf den Weg des Theologiestudiums führte. Es muss nachhaltig gewesen sein, denn das Thema »Spiritualität« sollte Rutishauser nicht mehr loslassen. Besonders die ignatianischen Exerzitien in Bad Schönbrenn hatten es ihm angetan. »Ich habe sie als Schu-

lung der Persönlichkeit erfahren«, sagt er. 1992 tritt Christian Rutishauser in Innsbruck das Noviziat im Orden der Jesuiten an und bildet sich dazu schon in dieser Zeit im Centre Manrèse bei Paris in geistlicher Begleitung weiter.

Doch schon vor dem Ordenseintritt studierte er Theologie. Inspirieren lässt sich Rutishauser auch von biblischen Texten. Sprache und Literatur faszinieren ihn, ein Grund, weshalb er als Studienort das zweisprachige Fribourg wählte. In Lyon widmete er sich intensiv der Semiotik, der Wissenschaft, die sich mit Zeichensystemen wie der Sprache befasst. Die Liebe zu Sprache, Literatur und Musik entflammte in seiner Heimatstadt. Im Stadttheater war Rutishauser Stammgast. »Speziell die Oper habe ich in dieser Zeit schätzen gelernt.« Und so sagt er heute von sich: »Wenn ich Erholung brauche, dann gehe ich nicht in die Natur. Aus Literatur, Musik und Film schöpfe ich neue Kraft.«

Wenn Christian Rutishauser auf Reisen geht, dann nicht aufs Land, sondern in ferne Länder. Mehrmals weilte er studien- und arbeitshalber in den Staaten. Ein Land aber hat seinen Lebensweg besonders geprägt: Israel. So sehr, dass er einmal sogar zu Fuss ins Heilige Land gepilgert ist. Begonnen hat diese Zuneigung mit Studien der Bibelexegese in einer Bibelschule in Is-

rael. »Da wurde mir die Welt des Zionismus eröffnet«, sagt Rutishauser. Später führten ihn Reisen als Studentenseelsorger nach Israel zurück. So wurde Rutishauser auch ständiger Berater des Papstes für Fragen religiöser Beziehungen zum Judentum. Heute ist er in den entsprechenden Kommissionen der deutschen und der Schweizer Bischofskonferenz.

Auf den Konflikt zwischen Palästinensern und Israeli angesprochen, sagt er ohne Umschweife: »Dieser Konflikt ist unlösbar«. Er begründet dies mit kulturellen Unterschieden und Grenzen. Gerade in Europa werde dies zu wenig in Betracht gezogen. »Allzu oft wird in einer selbstgerechten Art über Israel und Palästina geurteilt, ohne die Lage des gesamten Nahen Ostens zu berücksichtigen.«

Ein Krisengebiet aufgrund der Missbrauchsfälle stellt auch die katholische Kirche dar – eines mit Lösungspotential. Der Provinzial nickt. Ein schwarzes Kapitel sei das, »klare, strikte Massnahmen sind unabdingbar, und: Die Kirche muss ihre Sexuallehre neu definieren und humanwissenschaftliche als auch soziologische Erkenntnisse einbeziehen«. Dass auch strukturelle Veränderungen nötig sind, stellt Rutishauser nicht in Abrede. Doch: Strukturen seien nur der eine Teil der Krise, die »Hardware«.

Der zweite Brennpunkt sei die Glaubenskrise. »Wer glaubt denn heute noch an einen personalen Gott?«, fragt Rutishauser. Das Heil werde oft in anderen Religionen gesucht, statt eigene Traditionen kennenzulernen und die Frohe Botschaft weiterzutragen. »Religion ist Herzensbildung, sie gibt Antworten auf Fragen unseres Lebens. Aber Religion muss gelernt werden, sie braucht Bildung.«

Gegenfrage: Die Jünger Jesu waren einfache Leute ohne grossen Bildungsrucksack? Rutishauser ist um eine Antwort nicht verlegen: »Jesus hat seine Jünger gelehrt und sie beauftragt, es ihm gleichzutun und andere in seiner Botschaft zu unterweisen.« Er sagt es nicht belehrend, sondern verschmitzt und in warmem Tonfall. Ein Glaubensmann, dem man glauben mag.

Die sozialen »Handwerker«

Ein roter Bauwagen auf einem Parkplatz ausgerechnet im beschaulichen Suhr ist Anlaufstelle für Menschen über 50, die bei der Bewältigung ihres Lebens Hilfe brauchen. »Caritas Care« bietet stundenweise Unterstützung – auch bei Einsamkeit

Von Franz Osswald

Die S-Bahn erreicht Suhr pünktlich. Pünktlich mit dem Aussteigen beginnt es zu regnen. Also schnell die Strasse geradeaus hochgehen, sie führt laut Google-Map direkt zum Restaurant »Central«, auf dessen Parkplatz der Bauwagen von *Caritas Care* steht. Wenige Meter weiter stehe ich an einer Kreuzung, eine einzige Baustelle. Kein Fussgängerstreifen, keine Wegleitung. Einen orangen Pfeil sehe ich auf der anderen Strassenseite. Ein Sprung über die Strasse und weiter geht es, doch der Weg führt in eine Sackgasse – zurück auf Feld eins. Schliesslich finde ich den Weg doch noch durch die Wirrnisse der Bauabschränkungen.

Eigentlich eine gute Vorbereitung auf das Gespräch mit den Leuten von *Caritas Care*. Ist nicht das Leben jener, die sich dort Hilfe holen, oft eine grosse Baustelle und symbolisiert der Bauwagen deshalb nicht genau deren Lebenssituation und mein Weg dorthin die Schwierigkeit, sich in ungewohnten (Lebens-)Situationen zurechtzufinden? Genau dafür steht das Team von *Caritas Care* im knallroten Bauwagen auf dem Suhrer Parkplatz hinter dem »Central«: Sie lassen einen nicht im Regen stehen – auch mich nicht.

Neues wagen

Doch warum gerade Suhr, eine Gemeinde mit rund 10 000 Einwohnern, in der das Projekt vor zwei Jahren startete? Wohnen hier besonders viele Sozialbezüger? Weist die Gemeinde Quartierprobleme sozialer Art auf oder liegt es an der Altersstruktur der Bevölkerung? Oder sind die Aargauer etwa zu knausrig bei der Sozialhilfe? Mitnichten. Die Gründe sind positiver Natur. Es ist das vorbildliche Alterskonzept »Suhr 50+« (Schluck, ich gehöre auch schon dazu), das den Ausschlag gab und »dass die Gemeinde bereit war, mit *Caritas Care* etwas Neues zu wagen«, erklärt Andreas Huwyler, Leiter des Projekts.

Ein kleines Projekt, so, wie der Bauwagen, in dem an einem Tisch fünf Leute



Caritas Care. Eine Seniorenbetreuerin unterstützt Katharina Weibel stundenweise und nach Bedarf

Platz finden. Ein Aktenschrank und jenes Unverzichtbare (z.B. eine Kaffeemaschine), das es braucht, um gemütlich ein Gespräch zu führen und bei von Armut betroffenen Menschen Vertrauen aufzubauen und die Basis für die professionelle Hilfestellung zu legen. Nicht alle kämen indes in den Bauwagen, um sich beraten zu lassen, betont Huwyler. »Die Leute möchten nicht gesehen werden.« Armut und Scham sind Geschwister, das Umfeld soll nicht wissen, dass man auf fremde Hilfe angewiesen ist. »Deshalb rufen uns die Leute oft an und wir besuchen sie dann zu Hause – ohne unsere roten *Caritas*-Shirts.«

Armut und Scham

80 Prozent der durch *Caritas Care* betreuten Menschen sind von Armut betroffen, schildert Huwyler. Dennoch sei bisher noch kein Kontakt an den Finanzen gescheitert. Das hat nicht zuletzt mit den Tarifen zu tun, die *Caritas* verlangt. 55 Franken kostet die Stunde. Ein geringer Ansatz, der aber für gewisse schon ausserhalb der finanziellen Möglichkeiten liegt. 27.50

Franken beträgt der noch sozialere Sozialtarif. Ansätze, die weit unter den tatsächlich anfallenden Kosten liegen. So lässt sich das Projekt *Caritas Care* nur betreiben, weil Stiftungen, Institutionen und Gemeinden sich an der Finanzierung beteiligen. Die Geldsuche belastet die Arbeit, wobei *Caritas* selbst den Anspruch hat, dass ihre Projekte selbsttragend sind, sein müssen. In Suhr ist das der Fall, im Zürcher Kreis 4 ebenfalls, wo nach dem gleichen Konzept das zweite Projekt läuft.

Jene, die sich finanziell beteiligen, haben ein Interesse daran, dass Menschen möglichst lange in den eigenen vier Wänden wohnen können. Das ist auch das erklärte Ziel von *Caritas Care*. »Wir sehen uns als ein Anbieter unter vielen auf diesem Gebiet, nicht als Konkurrenz, sondern als Ergänzung.« Dass dem so ist, zeigt die Angebotspalette von *Caritas Care*: Alltagshilfe, Haushalt, Büro, Einkaufen, einfache pflegerische Handreichungen. An der Spitze der Liste aber steht: Gesellschaft leisten. »Das war nicht von Anfang an so, aber wir haben schnell gemerkt, dass die Einsamkeit eines der grössten Probleme von ar-

men und/oder älteren Menschen ist«, sagt Andreas Huwyler.

Zuhören schafft Vertrauen

So haben die vier weiteren Angestellten, die in Teilzeitarbeit im Einsatz stehen, nebst der Hilfe bei Alltagsverrichtungen vor allem ein offenes Ohr. Diese Hilfestellung finden sich bei anderen Organisationen meist nicht im Angebot oder wenn, dann zu einem nicht bezahlbaren Tarif. Einen weiteren wichtigen Punkt stellt die Verlässlichkeit dar. *Caritas Care* ist pünktlich. »Wenn wir einen Zeitpunkt vereinbaren, dann können sich die Leute darauf verlassen.« Das scheint auf den ersten Blick ein unbedeutender Faktor zu sein, doch gerade für die Vertrauensbildung ist er entscheidend und unerlässlich.

Und Vertrauen scheinen die Leute von *Caritas Care* zu geniessen. »Kürzlich hat mir eine Klientin gesagt, dass sie zwar eine grosse Familie habe, aber die Patientenverfügung mit mir erstellen möchte. Das hat mich sehr gefreut, weil es ein grosser Vertrauensbeweis ist«, berichtet Ida Odermatt. Meist sind es aber vermeintliche Kleinigkeiten, bei denen Hilfe beansprucht wird. Zum Beispiel nach einem Update des Seniorenhandys, wenn nicht mehr alles so funktioniert wie zuvor, oder wenn das Internet seinen Dienst versagt. »Technisches, das die Menschen nicht mehr verstehen«, berichtet Projektmitarbeiter Daniel Deon.

Doch das kann auch beim Hausarzt der Falls ein. Auf Wunsch gehen die Mitarbeitenden mit in die Sprechstunden, hören zu und erklären nach dem Arztbesuch, warum welche Medikamente neu eingenommen werden müssen. Gleichzeitig werden Fami-

lienangehörige über die neue Situation informiert. Bei Krankheit der Ehefrau organisiert »Caritas Care« beispielsweise einen Mahlzeitendienst – zusammen mit Spitex und den Nachbarn –, damit der Ehemann sich nicht einseitig ernährt. Die Einwohner von Suhr haben vom Bauwagen Kenntnis genommen, sprechen die Mitarbeitenden zuweilen auf der Strasse darauf an, wo eine Hilfeleistung nötig sein könnte.

Die Gesprächsrunde im roten Bauwagen verläuft sehr animiert, das Engagement der Caritas-Leute ist spürbar. Sie sind mit Freude an der Arbeit, auch wenn sie im Alltag viele belastende Momente und Situation zu tragen haben. Aber: »Die Dankbarkeit der Menschen überwiegt alles«, sind sich alle einig.

Der grösste Pluspunkt von *Caritas Care* liegt wohl in der Flexibilität. Der Bauwagen kann schnell in ein anderes Quartier verlegt werden. Arbeitszeiten richten sich weitgehend nach dem Alltagsprogramm der Klienten, was eine Portion an Spontaneität erfordert. Klein, aber fein, lautet das Motto. Und unkompliziert. Das gilt sogar für die Karteiführung und die Arbeitsrapporte. »Bei uns erfolgt alles handschriftlich, wir halten nur wirklich relevante Informationen fest«, erklärt Andreas Huwyler. Bei 40 bis 50 Klienten scheint das zu funktionieren und der kleine Aktenschrank auszureichen. Ein Grund dürfte auch darin liegen, dass die Projektkosten tief gehalten werden müsse.

Gerne würde *Caritas* das Projekt ausweiten, neue Standorte anbieten. Dazu müssten aber weitere »Partner« einsteigen. »Zum Beispiel Immobilienfirmen oder Baugenossenschaften«, schlägt Huwyler vor. Unternehmen und Organisationen,



FOTO: WOLF SÜBEEK-BAUR

Hans Küng

» Mein ganzes Leben war ich darum bemüht, die Botschaft Jesu für mich und meine Zeitgenossen verständlich zu machen. Unverdrossen setzte ich mich dafür ein, dass die Reformen des letzten Konzils verwirklicht und weiterentwickelt werden. Auch wenn ich viele Enttäuschungen erlebt habe, gibt mir Papst Franziskus neue Hoffnung. Möge die kommende Generation die Fackel der Hoffnung weitertragen. Und möge der *aufbruch* viele Leserinnen und Leser dazu ermutigen, indem er in christlichem Geist über Politik, Gesellschaft, Religion und Kirchen, Leben und Kultur informiert.«



Andreas Huwyler und ein Mitarbeiter richten in Suhr den roten Bauwagen von Caritas Care ein und bieten niederschwellig und günstig Unterstützung an

die interessiert sein müssten, dass es ihren Mietern gut geht und sie lange bleiben können. Den Gegenpol zu diesem Bestreben bilden die Alters- und Pflegeheime, die besetzt sein wollen, weil sie sonst nicht rentieren. In diesem Spannungsfeld bewegt sich *Caritas Care* mit seinem Angebot. Vielleicht ein Tropfen auf den heissen Stein, doch eine Hilfestellung, die mit ihrer Ausrichtung den Wünschen der Mehrheit von Herrn und Frau Schweizer entspricht: so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden leben zu können.

Ich verlasse die vier Wände des Bauwagens wieder. Der Regen hat aufgehört. Ich bin orientiert, auch punkto Rückweg. Innert weniger Minuten stehe ich am Bahnhof, die Baustelle souverän gemeistert. Die S-Bahn kommt pünktlich – wie *Caritas Care*. ♦

Mehr Infos unter www.caritas-care.ch

Milch & Honig



... schicken wir kübelweise an den christkatholischen Pfarrer in Basel, Michael Bangert, für seine pffiffige Antwort. Eine ungläubige Journalistin der *Basel-landschaftliche Zeitung* fragte ihn: »Ich glaube nur an die Liebe, nicht an Gott. Finden Sie, mir fehlt etwas?« Bangert: »Nein. Ich halte es da mit Irenäus von Lyon (135-202). Die Freude Gottes in der Welt ist der lebendige Mensch, sagte er – und nichts anderes.« Sie: Gott brauche es dann nicht. Bangert: »Im Sinne einer ausschliesslich weltlichen Logik braucht es ihn wirklich nicht.« Müsse die Kirche unbedingt weiter existieren? «(...) Manche äussere Formen der Kirche müssen zerbrechen. Es gibt eine Art Provinz in unserem Herzen, die nur für die Empfindung des Religiösen da ist. Diese innere Provinz ist wichtiger als die äussere Form der Kirche.« Noch Fragen?

Frösche & Heuschrecken



... spedieren wir scharenweise nach Bern ins EDA an Hausherr Aussenminister Ignazio Cassis. Der fein freisinnige Bundesrat will die 11,4 Milliarden budgetierte Entwicklungshilfe so einsetzen, dass sie vor allem den Weg zurückfinden in die Eidgenossenschaft. Effizienter sei das. Für Cassis würden die Mittel angeblich der Schweiz so mehr nutzen. Das Wirtschaftswachstum würde so gefördert, der Klimawandel bekämpft und die unliebsame Migration oben-drein. Tja, so siehts aus, wenn neoliberale Ideologien Oberwasser haben. Bundesrat Cassis hält es denn auch nicht mehr für nötig, die Verringerung der Armut in den Ländern des Südens noch zu erwähnen – ein magistraler Schlag ins Gesicht für alle, die nicht wissen, was sie morgen auf dem Teller haben. Knallhart herzlos!



Miteinander planen

Gemeinsam unterwegs

Wer in einem interkulturellen Umfeld arbeitet, kommt nicht umhin, partizipative Methoden anzuwenden. Das *RomeroHaus* in Luzern stellt an einem Kurswochenende im Mai Interessierten eine reiche Auswahl an partizipativen Methoden vor, auf die sie zurückgreifen können, um Sitzungen und Workshops kompetent zu leiten. Die Kursteilnehmenden lernen, Prozesse bestmöglich zu fördern und zu begleiten. Dabei

handelt es sich keineswegs um Frontalunterricht. Der Kurs wird partizipativ durchgeführt und die Methoden werden laufend reflektiert. Die Teilnehmenden gestalten eine eigene Sequenz mit partizipativen Methoden.

Das Kurswochenende findet vom Samstag, 25. Mai, 09.30 Uhr, bis Sonntag, 26. Mai 2019, 16.30 Uhr, im RomeroHaus in Luzern statt.



Religionen besser kennenlernen

Vorurteile abbauen

Am Sonntag, 26. Mai 2019, findet in St. Gallen im Rahmen von *Religions for peace* der Workshop mit dem Namen »Vorurteile abbauen – einander kennenlernen – Religion sichtbar machen« statt. Die Veranstaltung richtet sich an Jugendliche zwischen 16 und 25 Jahren, egal welcher Religion. Ziel ist es, Erfahrungen mit der Religion zu reflektieren. Dabei können die Teilnehmenden mit verschiedenen Akteuren interreligiöse Themen und Anliegen diskutieren. Wer will, kann sich für die Ausstellung »Interreligiöser Frieden« und das Begegnungsprogramm »Religiöses Leben in St. Gallen« ablichten lassen. Die

Grossaufnahmen beinhalten eine persönliche Aussage, wie die Jugendlichen ihre Religion leben, wo sich im Alltag Schwierigkeiten zeigen und was ihnen in der Zukunft wichtig ist. Diese Aufnahmen werden dann im *Respect Camp*, das im September ebenfalls in St. Gallen stattfindet, gezeigt. Ziel dieser Veranstaltungsreihe ist das Kennenlernen und bessere Verständnis der unterschiedlichen Religionen sowie das friedliche Zusammenleben der Religionen.

Der Workshop findet am Sonntag, 26. Mai 2019, in der Offenen Kirche an der Böcklinstrasse in St. Gallen statt.



BILD: EPD BILDIMAGE/GEORGEY/REINHARD DITSCHERL

Paradiesische Zustände Sieht so das gute Leben aus?

Das gute Leben

Jeder Mensch fragt sich früher oder später, wie ein gutes Leben aussehen sollte und wie dieses zu erreichen ist. Die *Theologische Fakultät der Universität Fribourg* bietet dazu im Juni ein dreitägiges Symposium mit dem Titel »Das gute Leben« an. Die Organisatoren gehen davon aus, dass die Theologie und der christliche Glaube grundlegende Einsichten zu den Fragen nach dem guten Leben vermitteln können. An drei Tagen sollen die Perspektiven zur Erneuerung von Theologie, Kirche und

Gesellschaft präsentiert und diskutiert werden. An diesem öffentlichen Anlass beteiligen sich viele namhafte Vertreterinnen und Vertreter aus Akademie, Kirche und Gesellschaft aus dem In- und Ausland. Mit von der Partie sind etwa Wim Wenders, Prof. Dr. Miroslav Volf, *Yale University*, Prof. Dr. Hartmut Rosa, Jena und andere.

Das Symposium »Das gute Leben« findet vom 12.–14. Juni 2019 in der Aula Magna der Universität Fribourg statt.

Stephanie Weiss

rieren. Man stellt sich die Enkelin, eine Gymnasiastin, und ihren Grossvater vor, wie sie bei einer Tasse Tee über die Ungerechtigkeiten dieser Welt debattieren. Zohra stellt entscheidende Fragen, auf die Ziegler in seiner gewohnt überzeugenden Art und Weise antwortet, geschichtliche und politische Bezüge herstellt und immer wieder Anekdoten aus seiner Zeit als UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung von 2000 bis 2008 erzählt. Mit diesem Buch wendet sich Ziegler insbesondere an jüngere Generationen. Er möchte ihnen aufzeigen, wie unmenschlich der Preis ist, den wir für das bestehende System zahlen, und wie zerstörerisch seine Folgen sind. Deshalb brauche es dringend eine kraftvolle Utopie, um dieses System abzuschaffen. Zu erfahren, dass an diesem Plan bereits Millionen Menschen in Form von Widerstandsbewegungen arbeiten, stimmt am Ende des Buches doch noch zuversichtlich. Seine neuste Veröffentlichung bietet keine neuen Erkenntnisse, aber eine gute Übersicht und Zusammenfassung von Zieglers Gedankengut. Das rote Büchlein ist zudem süffig zu lesen.

Stephanie Weiss



BILD: C. BERTELSMANN VERLAG

Jean Ziegler
Was ist so schlimm am Kapitalismus?
Bertelsmann Verlag
2019, CHF 24.90

Raubtierkapitalismus

Globalisierungs- und Kapitalismuskritiker Jean Ziegler stellt sich in seinem neuesten Buch mit dem Titel »Was ist so schlimm am Kapitalismus?« den Fragen seiner Enkelin Zohra. Der Genfer Soziologe erklärt ihr in einfachen und klaren Worten, wie der Kapitalismus eine kannibalische Weltordnung herstellt und welche fatalen Folgen dieser Raubtierkapitalismus weltweit hat. Er zeigt auf, weshalb nur eine Minderheit der Weltbevölkerung vom Reichtum und Überfluss profitiert. In nüchterner Sprache beschreibt Ziegler, wie Oligarchen die Welt beherrschen und dabei nicht angreifbar sind, weil sie im Verborgenen ope-



► **Dialog Demenz.** Die reformierte Kirche und die Spitex Zürich organisieren eine Tagung, an der sich Menschen mit Demenz und solche, die sie begleiten und betreuen, begegnen. Ziel der Veranstaltung ist es, umfassend zu informieren und den Erfahrungsaustausch zu fördern.

18. Mai von 11.00 bis 17.00 im Kirchgemeindehaus Oberstrass. www.zh.ref.ch

► **Migrationsland Schweiz.** Wie hat grenzüberschreitende Mobilität die Entwicklung der Schweiz geprägt? Welche Rolle spielt sie in unserem Alltag? Und wie versucht die Schweizer Politik Migration zu gestalten? Vortrag von Philipp Lutz mit Diskussion am 22. Mai um 19.00 im Kulturhaus Helferei. www.kulturhaus-helferei.ch

► **Im Fahr.** Die Klosterfrauen des Klosters Fahr erzählen aus ihrem Leben. Die Autorin des Buches »Im Fahr«, Susann Bosshard-Kälin, erzählt am 29. Mai in der Pfarrei Heilig Kreuz, Altstetten, diese Geschichte weiter und gewährt Einblicke in den Alltag der Benediktinerinnen. www.heiligkreuz-zuerich.ch

► **queer glauben.** Das Christentum und andere Religionen äussern sich zu Homo- und Transsexualität sowie zum binären, biologistischen Geschlechterverständnis eher kritisch bis ablehnend. Strömungen innerhalb von Kirchen und Theologie fordern die Befreiung aus der Unterdrückung. Der Abend »queer glauben« spürt den Möglichkeiten politisch-kritischen Glaubens und widerständigen Lebens nach und lädt zur Debatte ein. Vortrag und Diskussion mit Antje Schrupp u.a. im Kulturzentrum Reithalle Bern am 6. Juni. www.reitschule.ch

► **Campus Kappel.** Brauchen wir Religion, um gut zu sein? Dieser und ähnlichen Fragen geht der »Campus Kappel 2019« für junge Erwachsene nach. An dieser Sommerakademie diskutieren die Teilnehmenden eine Woche lang mit profilierten Theologinnen und Theologen sowie Persönlichkeiten aus Kultur, Politik und Wissenschaft über Gott und das Leben. Der Campus Kappel findet vom 15. bis 19. Juli im Kloster Kappel statt. www.klosterkappel.ch

► **Silja Walter.** Die Benediktinerin und Schriftstellerin Silja Walter inspiriert mit ihrem literarischen Werk, mit dem sie ihrer spirituellen Suche Ausdruck verlieh, viele Menschen – auch heute noch. 2019 wäre die angesehen Lyrikerin 100 Jahre alt geworden. Zu diesem Jubiläum finden an unterschiedlichen Orten Veranstaltungen statt. www.siljawalter.ch

Darwinistisches System

Zu Sozialprotokoll: »Es war die Hölle« Nr. 237, S. 17

Einige dieser Elenden, die in Italien registriert wurden, jedoch keine Chance für eine Lehrstelle im Land erhielten, versuchen später ihr Glück in der Schweiz, wo sie aber aufgrund des Dublin-Abkommens stracks in der Ausschaffungsschleife landen, denn Italien gilt den Schweizer Behörden immer noch als Land, das alle Bedingungen für ein korrektes, zumutbares Asylverfahren erfüllt.

Thomas Staubli, aufbruch online

Es ist endlich an der Zeit, dass Europa das darwinistisch unterlegte Flüchtlingssystem aufgibt und der Welt klar macht, dass es Migration nicht nach »survival of the fittest« duldet. Wer nach Europa will, muss im Heimatland einen Antrag stellen und, falls aufgenommen, mit dem öffentlichen Verkehr nach Europa gelangen. Alles andere ist höchst zynisch und verbrecherisch und heuchlerisch. **Friedrich Weibel**, aufbruch online

Was ist Wahrheit?

Zu: »Was ist Wahrheit?« Nr. 237, S. 26-30

Wahrheit ist ein unverrückbarer Fels – ist der Standpunkt der Dogmatiker. Die volle Wahrheit ist unerreichbares Ziel – ist die Erfahrung von Ermittlern. Wahrheit ist eine Frage des Standpunkts – ist Wissen der Physiker. Wahrheit ist das, was mir dient – so handeln Lügner. Wahrheit? (...) Ich suche noch danach – sagen Perfektionisten. Wahrheit ist die Faktenlage – glauben Pragmatiker. Wahrheit bröselte wie ein Mosaik mit losen Steinchen – empfinden Skeptiker. Wahrheit ist meine Waffe – ist die Methode der Ideologen. Die Wahrheit ist: Ohne Wahrhaftigkeit wird Wahrheit zur Lüge, ohne Demut wird Wahrheit zur Keule. Und ohne Jesus – dem »ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben« – kann Wahrheit in tödliche Sackgassen führen.

Tilman Wolf, Scheidegg

Korrekt

Zu: »Personen und Konflikte« Nr. 236, S. 12

Auf S. 12 der *aufbruch*-Ausgabe Nr. 236 wird der Buchtitel »Kapitalismus – ein Feindbild für die Kirchen?« erwähnt. Dieses Buch wurde von Stephan Wirz herausgegeben und nicht von Martin Rhonheimer. Letzterer hat nur einen Beitrag in diesem Sammelband verfasst. Das Buch präsentiert im Übrigen bewusst höchst unterschiedliche Positionen, was von Ihnen mit keinem Wort erwähnt wird. Sie suggerieren eher, dass es sich hier um ein einseitig eingefärbtes Produkt handelt, das unter dem Einfluss von *Opus Dei* steht (...). An sich bin ich auch der Meinung, dass die Kampagne von Gerhard Pfister (er hatte kürzlich den *Thinktank Kirche/Politik* mitgegründet, Red.) problematisch ist. Kirchenvertreter*innen sollen und müssen sich zur Politik äussern, wie dies zum Beispiel der von mir geschätzte Kollege Pfr. Christoph Sigrist tut. Dennoch: Es soll hier auf faire Weise diskutiert werden und Falschinformationen sind zu vermeiden.

Christine Forster, Dr. theol., Winterthur

Inserat

In bester Erinnerung bleiben



Testament-Ratgeber

Eine Erbschaft für den guten Zweck ist in der Regel ganz einfach. Die häufigsten Fragen zum Thema beantwortet Ihnen unser Testamentratgeber. Hier finden Sie alle notwendigen Informationen zu den Möglichkeiten, Ihr persönliches Testament zu verfassen und dabei gemeinnützige Organisationen zu berücksichtigen.

Bestellen Sie den *aufbruch*-Testamentratgeber gratis unter Tel. 076 317 09 69, Mail: abo@aufbruch.ch mit Angabe, ob Sie die digitale oder Print-Version des Ratgebers wünschen.

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Aus unserem Blog



Mit Bildung gegen Antisemitismus

Eine umstrittene Rede von Österreichs Aussenministerin Karin Kneissl vor der *Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa* OSZE zeigt, dass Antisemitismus zunehmend salonfähig geworden ist. Um dem entgegenzuwirken, braucht es in Sachen Holocaust und Antisemitismus eine Bildungsoffensive.

In Bratislava versammelten sich Anfang Februar rund zweihundert Delegierte und Aktivist*innen der Zivilgesellschaft, um das Thema »Antisemitismus« in der OSZE-Region zu diskutieren. Die Ansprache Kneissls betonte die besondere Verantwortung Österreichs in der Bekämpfung des Antisemitismus aufgrund der Geschichte im 20. Jahrhundert. Soweit so gut. Aber dann folgte eine Lobrede auf ihren jungen Chef Kanzler Kurz, der im November eine Konferenz zu eben diesem Thema organisiert hatte. Als Kneissl betonte, dass Antisemitismus insbesondere in den letzten Jahren durch die Zuwanderung und durch die grosse Öffnung 2015 ein grösseres Problem geworden sei, begannen die Anwesenden unruhig auf ihren Stühlen rumzurutschen. Noch peinlicher waren die Auslassungen der Aussenministerin aus ihrem Privatleben: Sie habe sich selbst um eine muslimische Familie aus Israel gekümmert, diese Verpflichtung jedoch aufgegeben, als sie von den zutiefst antisemitischen Haltungen der Familie erfahren und

gesehen habe, dass die Kinder nicht mit Kindern anderer Glaubensrichtungen spielen wollten. Noch am selben Abend twiterte die *Europäische Union Jüdischer Studierender* (EUJS) ihre Empörung über Kneissls implizite Aussage, dass muslimische Kinder nicht integriert werden könnten. Ein Subtweet seitens Kneissl entfachte eine heisse Debatte darüber, was die Aussenministerin mit dieser Geschichte aussagen wollte. Der ganze Vorfall zeigt die Brisanz des Themas. Eine Studie der *European Agency for Fundamental Rights* (FRA) aus dem letzten Jahr belegt, dass in 13 Ländern der EU die Wahrnehmung von Antisemitismus als aktuellem Problem bei Juden und Jüdinnen weiter gestiegen ist. Insgesamt 89 Prozent der Befragten empfinden, dass Antisemitismus in ihren Ländern in den letzten fünf Jahren zugenommen hat, und 85 Prozent werten dies als ernsthaftes Problem, insbesondere in Sozialen Medien, öffentlichen Räumen und Politik. Antisemitismus ist schon längst nicht mehr ein Problem, das nur im rechtsradikalen Milieu vorkommt. Schüler*innen müssen nicht nur fundiert über den Holocaust unterrichtet werden, sondern diesen auch im grösseren Kontext von Menschenrechten und Völkermord verorten können.

Celia Gomez

www.aufbruch.ch/blog

SCHLUSSBLÜTE

» Nicht nur die Durstigen suchen das Wasser,
das Wasser sucht auch die Durstigen

Rumi, Sufi-Meister (1207–1273)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässerli 27, 8047 Zürich)
Ehren-Herausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel),
Dr. Stephanie Weiss (Therwil)

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel,
Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch;
Redaktion Therwil: Vogesenstrasse 30, 4106 Therwil, E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Judith Albisser (Bern), Thala Linder (Solothurn), Darius N. Meier (Zürich), Franz Osswald (Basel), Jacqueline Straub (Luzern); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektur: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur,
Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88,
E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch,
Insertionsschluss nächste Ausgabe: **12. Juli 2019**

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) CHF 88.–;
Förderabo: CHF 108.–; Kombiabo: CHF 172.–;
2-Jahresabo normal: CHF 160.–; 2-Jahresabo Förder: CHF 200.– Einzelnummer: CHF 12.50. Zahlungen über:
aufbruch – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17861-0
Ausland: Jahresabo € 69.–; Förderabo € 89.–;
Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein.
Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00
(PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller,
Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78
(Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

**Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 10. Juli 2019,
sie erscheint am 31. Juli 2019**

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- ☐ Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- ☐ Ich abonniere *aufbruch*:
- ☐ Jahresabo CHF 88.–
- ☐ Förderabo CHF 108.–
- ☐ 2-Jahresabo Förder CHF 200.–
- ☐ Digital-Abo CHF 77.–
- ☐ Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum:
Jahresabonnement CHF 172.–
(Studierende CHF 120.–)

Absender:

Senden an: *aufbruch*-Aboservice,
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,
Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr,
E-Mail: abo@aufbruch.ch



ILLUSTRATION: CARTOOCHÉ

Keine Mauern ohne Misch(1)er